

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.



Berlin, den 21. Januar 1905.

Saxa loquuntur.

Gestern war ein Freund bei mir mit seinem vierjährigen Jungen. Der Besuch dehnte sich länger aus, als es die Regsamkeit eines Kindes ungezwungen hinnimmt. Der Vater besann sich darauf, daß er ein Manuskript im Gewande trug, und wollte die Gelegenheit benutzen, mir daraus vorzulesen.

„Ja, aber Du, mein kleiner Kerl, was fängst Du inzwischen an? Sieh mal: ich habe keine Kinder und darum auch kein Spielzeug."

„O, er hat sich was mitgebracht," tröstete mich der lesehungrige Vater.

„So? Was ist denn Das, was Du Dir mitgebracht hast?"

Der Kleine sah mich an, scheu zwischen Sprechen und Schweigen. Etwas Heimliches war dabei, Etwas, das er vor Fremden als sein Eigenes bewahren wollte und dessen Macht ihn doch auch wieder zog, es zu bekennen, offen, Allen ins Gesicht, um es noch mehr zu besitzen. So sagte er nach einer Weile leise, mit leuchtenden Augen: „Ich habe meinen Stein."

„Zeig doch mal!"

Und er holte, wieder erst mit der schweren Langsamkeit des Geheimnisses und dann mit einer raschen Offenbarungfreudigkeit, einen einfachen kleinen Bauklotz aus der Tasche.

„Das ist er! Das ist also Dein Stein!" Ich konnte in den Kleinen nicht weiter dringen, wie viel auch in mir sich erhob; ich hätte mit plumpen Fingern in das schimmernde Spinnweb leiser Kinderträume gegriffen. So führte ich ihn an einen Tisch, schuf ihm hier Spielraum und überließ ihn seiner Welt.

Der Vater las. Aber schon nach der ersten Seite unterbrach ich ihn. Ich lauschte auf das zitternde Summen, das vom Kindertisch kaum hörbar herüberstrich.

„Erlaube einmal! Was ist Das mit dem Stein?"

„Ach . . . nichts Besonderes. Ein Baustein wie alle anderen auch."

„Dann ist es doch gerade was Besonderes."

„Nun ja, wenn Du so willst. Eigenthümlich ist ja, daß ihn Keiner sonst von den anderen unterscheidet."

„Nur der Kleine?"

„Ja, nur er."

„Der Stein hat keine Abzeichen?"

„Für uns gar keine."

„Und der Knabe würde sich keinen anderen unterschieben lassen?"

„Niemals. Er kennt seinen Freund ganz genau. Die anderen läßt er liegen. Das ist sein liebster Spielgefährte. Er trennt sich nur schwer von ihm. Und abends nimmt er ihn mit sich ins Bett."

Wie seltsam Das war; wie erfreulich, wie erhebend seltsam! Etwas von Dem, wofür es kein Verstehen giebt, keine Worte, kaum ein Fühlen, nur ein erschauerndes Ahnen aus der Ferne. Und es war nur von Uebel, daß sich daran ein Schulmeistergespräch von Fetischismus und Animismus und Anthropomorphismus knüpfte und daß so viele armsälige Worte sich breitspurig und selbstgefällig auf das Heimliche legten und sein Leben erstickten.

„Jetzt lies, bitte, weiter!"

Und er las. Es war viel Lautes darin, viel Grelles und Hartes, das sich wohl kräftig einprägen konnte; aber meine Gedanken gingen abseits und schlichen sich immer wieder an den anderen Tisch, wo eine Kinderseele leise spann.

Der Kleine zog den Stein über den Tisch, ganz wie einen gewöhnlichen Stein, der ein Wagen ist oder ein Eisenbahnzug, und machte wohl auch dazu die Laute der Lokomotive. Und dann war der Stein, fest hingelegt, ein Fundament, über dem die Finger und die Hände Bögen und Kuppeln wölbten, dann, aufrecht gestellt, wieder ein Thurm, eine Bastei, eine Festung, eine Kirche, eine Stadt. Zwischendurch aber nahm das Kind den Stein warm in die Hand, koste ihn wie ein Liebes, drückte ihn an sein Gesicht und flüsterte ihm Etwas zu. Und sang ihm Etwas zu. Und dann horchte es wieder, lange und wortlos, auf Das, was der Freund zu ihm sprach.

Was hätte ich darum gegeben, hätte ich gehört, was der Kleine Alles zu dem Stein sang und sagte, — und wie viel mehr noch, um Das zu vernehmen, was der Stein zu ihm redete!

Aber fragen? Was ich darauf zur Antwort bekommen hätte, wäre ein Erschrecken gewesen, ein verstörtes Zurücksinken aus der ahnungslosen Höhe in unsere Welt, in der die Steine nicht reden.

Der Vater hatte wenig Freude an mir. Als er seine Vorlesung schloß, konnte ich ihm nur sagen, daß ich keine bestimmten Eindrücke erhalten hätte,

und ihn nur bitten, das Manuskript bei mir zu lassen. Er that es mit sauersüßer Miene.

Mein kleiner Freund aber steckte, als ihn unser Gespräch zum Aufbruch mahnte, mit dem gleichmüthig glückseligen Ausdruck sicherer Zusammengehörigkeit den Stein wieder in seine Tasche.

* * *

Als sie gegangen waren, mußte ich immer an den Kleinen und an seinen Stein denken; und dann auch an die eigenen Kindertage. Manches hob sich in meine Erinnerung von eigenen Erlebnissen, das in diese Welt gehört. Doch es blieb wolkenhaft und im Nebel. Jetzt aber stellte sich, zum Greifen körperhaft und im Innersten lebendig, eine Geschichte vor mich hin, die späteren Tagen angehört und deren Held ein Erwachsener war.

Eine Geschichte, die ihr Inneres dem Verstand um so spröder verschließt, je herrischer von ihm gepocht und Einlaß begehrt wird, die dem gläubigen Schauen aber weit und willfährig sich aufthut, in ihren Geschehnissen wohl von einfältiger Nothwendigkeit und doch fast abenteuerlich; man möchte sie eine Ballade nennen, die Ballade von des Pastors Sohn, der zum Kirchenräuber ward.

Ich selbst hätte mir früher nicht recht trauen dürfen, sie zu erzählen, denn auch ich wollte sie mit dem Verstande bezwingen. Jetzt aber, nachdem mich das vierjährige Kind über die Grenzen eben jenes Landes geführt hat, wo auch diese Geschichte zu Hause ist, jetzt bin ich eher dazu angethan, von ihr Kunde zu geben.

Er hieß Gottfried — sein Kneipname war natürlich „Bouillon“ — und war ein so dickköpfiger flachshaariger Junge, wie er nur je aus einem mecklenburgischen Pastorenhaus hervorgegangen ist.

Wir lernten uns auf der Universität kennen. Er studirte gleich seinen Altvorderen Theologie; und in seiner Wesens- und Gemüthsart zeigte er sich als Das, was man einen guten Kerl nennt. Nichts zeichnete ihn besonders vor den Anderen aus, höchstens seine reckenhaften Knochen, obwohl er auch darin unter den Söhnen der Küste Seinesgleichen fand, und die frohe Sorglosigkeit, mit der er als Theologe seine Mensuren schlug; sonst war nichts Absonderliches an ihm zu spüren, keine Einsamkeit, keine Versonnenheit, keine Neigungen und Gaben und vor Allem keine geistige Schnellkraft. Er war lächerlich berühmt dafür, daß er nur einmal in seinem Leben einen Witz gemacht habe und daß er daran beinahe gestorben wäre.

Das war so gekommen. Unter den neu Immatrikulirten zeigte sich ein auffallend hübscher brünetter Kerl, den die Mädchen im Städtchen bald den

schwarzen Teufel benamsten. Sonst hörte er auf den gut niederdeutschen Namen: Hellmuth Witt. Wie er aber bei ihrem Zusammentreffen sich Gottfried in aller Form vorstellte, kam über Den die große einmalige Erleuchtung; er lachte und sprach so: „Wie? Hellmuth Witt heißen Sie? Sie müßten ja Dunkelmuth Schwart heißen!"

Dieser große Augenblick seines Lebens behielt aber nicht lange seine Feierlichkeit. Hellmuth Witt hatte goethische Empfindungen von der Heiligkeit des Namens; er schimpfte und es gab eine Kontrahage. Auf der Mensur pflanzte er dann dem guten Gottlieb eine seiner verschmitzten Hochquarten aufs Schädeldach. Gottlieb vernachlässigte die Wundpflege, Kopfrose trat hinzu und er lag auf den Tod. Und jetzt, in den Fieberträumen, kam ein Geheimniß über seine Lippen.

Seine Phantasien rankten sich um seine Heimath, um das kleine, stille Pfarrhaus an der See, in dem sein alter eisgrauer Vater einsam lebte. Und schweiften um die Kirche und ihren hölzernen Glockenthurm, über den Kirchhof, in dessen klagende Ruhe das Meer hineinsang, und über Hünengräber auf den Höhen. Und dann sprach er von einem Ring, — und immer sehnsüchtiger und heftiger von seinem Ring, je näher der Tod an ihn heranschlich. Als könnte der Ring ihn schützen, als schlösse Der seine Rettung ein, sein Heil und sein Leben. Die es hörten, dachten sich, daß es die Gabe eines Mädchens sei. Und die Romantik wußte später zu künden, er habe sich mit dem schwarzen Teufel eines Mädchens wegen geschlagen. Aber Keiner fragte ihn nach dem Ringe, als er wieder zur Besinnung kam und genas.

Wie ich dann in den Herbstferien eine Fußwanderung an der Küste machte, besuchte ich ihn in seinem Pfarrhaus. Es war ein alter, niederer, von Epheu umsponnener Bau voll Schwermuth und Erinnerung und doch auch wieder trotzig und zeitvergessen. Der alte Pastor hatte etwas Schweigsames, Verschollenes und Sagenhaftes. Runen waren in seinem Gesicht. Hier verklang in einer großen Märchenstille die Unrast der Stunden. Man hörte die Träume leibhaftig über die Dielen schreiten.

Nur Gottfried schien mir von fast nüchternem Frohsinn zu sein und von so alltäglicher Rührigkeit, als gehöre er gar nicht in dieses Reich raunender Sage.

Er zeigte mir geschäftig, was es Sehenswerthes gab, die Schönheiten der Gegend, die Reichthümer des Obstgartens, und erst spät fand ich durch Zufall das Wichtige: in der dunklen Flur des Hauses hingen an einer Wand allerlei metallene Gräberfunde.

„Was habt Ihr denn da?"

„Das ist hier gefunden, als sie den Kirchhof erweitert haben; ich war noch ein ganz kleiner Junge. Der Kuhlengräber ist da auf ein altes Grab gestoßen."

„Aus welcher Zeit sind die Sachen?"

„Es ist Eisen. Es war das Grab eines sächsischen Kriegers, aus christlicher Zeit. Ende des zwölften Jahrhunderts. Vater wollte den Fund für die Kirche verkaufen, aber er ist so gut wie werthlos. Und so ist er hier hängen geblieben."

Es war eine Lanzenspitze, ein Messer, mehrere Fibeln und Gürtelhaken. Mir schien, es sei ein leerer Platz darunter.

„Fehlt da ein Stück?"

Gottfried antwortete nicht gleich. Dann sagte er gemächlich: „Ja. Ein Armring. Den habe ich oben auf meinem Schreibtisch."

Und jetzt wußte ich sofort: Das war der Ring, von dem er in seinen Fieberträumen gesprochen hatte.

Dann bekam ich ihn auch leibhaftig zu sehen, oben in der Giebelstube auf dem Tisch, wo er offenbar als Briefbeschwerer diente. Es war ein verstümmelter Spiralreif, von Bronze. Ich machte Miene, ihn in die Hand zu nehmen. Aber da war mir, als zuckte Gottfried leise zusammen; ich ließ die Finger davon und sagte nur: „Den hat der Mann ums Handgelenk getragen! Was muß Der für Arme gehabt haben!"

Er sah mich an, mit großen, eigenthümlichen Blicken. Etwas war darin wie von einer schmerzhaften Berührung, daß ich mich so körperlich-exakt mit dem Ringe beschäftigte, der für ihn einen weiten und heiligen Traumwerth hatte; und doch auch wieder ein Freudiges darüber, daß ich von seinem Reifen Rühmliches sprach.

Dann sagte er ruhig: „Ich habe ihn seit meinen Kindertagen hier bei mir gehabt"; und weiter nichts. Es war Stille um uns.

Danach aber beschäftigte er sich geradezu hastig mit etwas Anderem.

* * *

Bald darauf, wir saßen wieder „Studien halber" in der Stadt, war ihm sein Vater gestorben. Das brachte ihn aus allen Fugen. Das schleuderte ihn aus seinem Leben heraus. Er verlor nicht den Vater allein: er verlor auch seine Heimath, sein Pfarrhaus verlor er; und er konnte sich kein Dasein denken ohne dieses Haus. Er hatte nie etwas Anderes geglaubt, als daß er hier seines Vaters Nachfolger werden müßte, wie Der schon dem Großvater an diese Stätte gefolgt war. Und jetzt war er ein Verstoßener.

Als er seinen Vater begraben hatte, blieb er Wochen lang in dem Pfarrhaus allein. Die Winternebel und Winterstürme hielten ihn verzaubert. Die heimlich webenden Winternächte spannen ihn ein. Die Wintersonnenwende zeigte ihm die Seelen der Entschlafenen, wie sie in die Fernen der brodelnden

Dämmerung zogen; gewaltig ragte unter den Gestalten der sächsische Kriegsmann, der ihm den Armreif hinterlassen hatte.

Und jetzt sollte seine Welt mit den Abgeschiedenen sich in den Dämmer verlieren?

Der neue Herr kam in das Haus. Gottfried wurde vertrieben. Und ihm, ihm gehörte doch das Alles hier; wem sonst als ihm? Und wem weniger als diesem kalten, spitznäsigen Fremden!

Der neue Pastor war ein glatter, bebrillter Korrektling. Er stellte in aller Form fest, daß der Gräberfund Eigenthum der Kirche sei und daß es dem Gewohnheitrecht widerspräche, ihn im Pfarrhause aufzuhängen. Und als er dann aus den Akten die Sicherheit gewonnen hatte, daß die Geräthe einem christlichen Grabe entstammten, verfügte er alsbald, daß sie in der Kirche selbst aufbewahrt werden sollten.

Gottfried brachte den Ring herbei. „Auch Das gehört dazu", sagte er ehrlich. „Aber Das will ich für mich behalten."

„Ja, mein lieber junger Freund, Das geht denn doch nicht an!"

„Das ist mein Eigen und bleibt mein Eigen. Das gebe ich nicht aus den Händen." Er zeigte dem Verblüfften seinen Stiernacken, packte den Ring in seinen Koffer und fuhr damit in die Stadt, allen hochehrwürdigen Verwahrungen zum Trotz.

So war er doch nicht ganz heimathlos. So ließ sich die Ausstoßung ertragen. Der Ring führte ihn immer wieder zurück in das Reich, das ihm gehörte, trug ihn immer wieder in sein Haus; der Ring war seine Heimath.

Der Pastor hatte sofort an Rektor und Konzilium der Universität ein ausführliches Schreiben gerichtet, in dem er Zeter rief über den Frevler an kirchlichem Gut. Nun stand Gottfried vor Seiner Magnifizenz.

Das war ein würdiger, sehr thatkräftiger und auch verständiger alter Herr. Nur war mit dem Verstand der Verständigen in dieser Sache eben nicht Alles gethan. Er fragte den Sünder, in welcher Welt er denn eigentlich lebe. „Weil Sie als Kind damit gespielt haben? Das klingt doch, als wollten Sie einen Witz machen! Und als Witz — wenn auch als sehr schlechter — wird die Sache zu Ihrem Glück vorläufig aufgefaßt."

Gottfried stand da und würgte an Worten. Er brachte nichts heraus. Was sollte er auch sagen? Was konnte er gegen den Verstand ausrichten! Etwas, wofür es keine Worte giebt: wie sollte er Das ausdrücken! Und hätte ers auszusprechen vermocht, er hätte es nicht gewollt. Denn um ein Heiliges ging es ihm, das man vor den Anderen behütet.

So blieb er im Schweigen.

„Sie sehen ein, daß Sie eine Dummheit gemacht haben. Nun geben Sie mir den Ring und ich schicke ihn heute noch an Ort und Stelle."

„Ich habe ihn nicht bei mir."

„Sie sollten ihn doch mitbringen! Dann holen Sie ihn, bitte, gleich!"

Er blieb und stand.

„Sie werden ihn holen!"

„Nein! Nein!" Es war eine zornige Klage.

„Das ist denn doch . . . Ja, sind Sie denn bei Trost? Wollen Sie mich zwingen, Sie dem Gericht zu übergeben? Wissen Sie nicht, was unser Strafgesetz unter Diebstahl versteht? Wollen Sie ins Gefängniß? Wollen Sie unsere Hochschule mit Schande bedecken? Wollen Sie mein Rektorat besudeln?"

Der alte Herr klingelte dem Pedellen.

„Berkhan, Sie gehen mit dem Herrn Studiosus in dessen Wohnung. Er hat Ihnen einen alten Bronzereif zu geben, den Sie sofort bei mir abliefern. Das Weitere werde ich dann erledigen", fügte er gütig und bestimmt hinzu. Er winkte. Gottfried ging wie im Traum mit dem alten weißhaarigen Pedellen, verstört von der befehlshaberischen Faust, die hart und laut in seine flüsternde Welt hineinragte, benommen von dem Ton der Güte, der in den letzten Worten klang; und die sanfte, klagende Stimme seines greisen Begleiters weckte ihn nicht. Willenlos gab er den Ring aus der Hand. Und erst, als er ihn fortgegeben hatte, raste er wie ein gefangenes wildes Thier.

Wir kannten ihn nicht wieder. Er war scheu, unstet, schleichend und furchtsam geworden. Wir dachten, der Tod des Vaters habe ihn so verwandelt. Seine Unzugänglichkeit schreckte uns ab, uns weiter um ihn zu bemühen. Und dann fing er ganz mörderlich zu saufen an, so daß man vollends kein vernünftiges Wort mehr zu ihm sprechen konnte.

Als aber durch die flirrende Märzluft tastend die Frühlingsahnung zu streichen begann, da hob er sich empor und warf den Wust von sich. Und wie die Fahrenden Schüler in die Weite strömten, das Glück und die Liebe zu suchen, so ging auch er auf die Reise, froh, wagemuthig und stark.

In der Nacht — es war eine zitternde, ahnungvolle, fröhliche Nacht — klopfte es laut an die Fenster des Pfarrhauses. Mit schlotternden Knien schlich der Pastor hinzu. „Wer ist da?"

„Ich bin da. Geben Sie mir Ihren Schlüssel zur Kirche!"

„Den Schlüssel zur Kirche? . . ."

„Den Schlüssel zur Kirche!"

Gottfried hörte die Frau Pastorin wimmern und winseln; der Pastor kam nicht wieder. Da pochte er aufs Neue, mit beiden Fäusten.

Ein lauter Schrei flog drinnen gegen die Scheiben an; dann that ein anderes Fenster sich auf, der Schlüssel wurde auf den Gartenweg geschleudert: und schnell war das Fenster wieder zugeriegelt.

Lachend, daß es durch die Stille schwoll, schloß Gottfried sich die Kirche auf und holte sich seinen Ring.

Und wieder ging er an das Pfarrhaus und wieder klopfte er an die Scheiben, hielt den Schlüssel weisend in die Höhe und reichte ihn dankend durch den ängstlichen Spalt des zaudernden Fensters. Dann zog er fort und sang durch die fröhliche, zitternde Nacht.

So holte sich Gottfried, der Pastorensohn und Kirchenräuber, zu Frühlingsanfang, was sein Eigen war.

Da aber, was er gethan hatte, ein Verbrechen war, suchten ihn die Behörden; doch sie fanden ihn nicht. Steckbriefe wurden hinter ihn erlassen, aber seine Spur war verweht. Und dann war er bald vergessen; und seine Unthat auch. Nur im Engeren sprachen wir wohl noch einmal über ihn. Und hier herrschte die Meinung vor, sein Kirchenraub sei ein hanebüchener Bierulk gewesen oder geradezu im Delirium begangen. Was ist leichter als Erklären?

* *

Nach vielen Jahren erst kam zu mir wieder eine Kunde von ihm. Ein gemeinschaftlicher Studienfreund hatte ihn in Rom getroffen. Er lebte ein stilles, zufriedenes Dasein als Sprachlehrer, in der Stadt der Erde, wo die Steine das Wort haben, wo die Dinge über die Menschen herrschen.

„Hat er noch seinen Ring?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht.“

Das war eine dumme Antwort auf eine dümmere Frage.

Ich weiß es. Der Ring liegt auf seinem Tisch, ihm gehören die stillen Stunden seiner Seele. Dann nimmt er ihn in seine Hand, in seine ehrliche, räuberische Wikingerhand, die sie recht- und heimathlos gemacht haben, kost ihn wie ein Liebes und horcht lange und wortlos auf Das, was der Freund zu ihm spricht. Und er braucht keine Rechte und keine Heimath. Er weiß von der Seele der Dinge. Und zu ihm flüstern ihre Heimlichkeiten.

Und ob er nie in seinem Leben einen Vers gemacht hat: er ist ein Dichter. Ein Dichter ohne Worte.

Max Dreyer.



Die Rasse.*)

Die Urtheile der beschreibenden Wissenschaften, die ja sämmtlich klassifikatorisch verfahren, haben hypothetischen oder assertorischen, aber keinen apodiktischen Charakter. Sie sind werthvoll, ja, unerläßlich als Entlastung des Gedächtnisses, als förderſamste Orientirung in den drei Reichen, als nützliche Wegweiser zur Auffindung neuer Einsichten und Wahrheiten. Aber Beschreibung ist noch keine Erklärung. Urtheile von strenger Giltigkeit, von ausnahmloser Regelmäßigkeit vermögen wohl Physiker und Chemiker abzugeben, die es mit Erklärungen zu thun haben, nicht aber Zoologen, Botaniker oder Mineralogen und eben so wenig Anthropologen, die ihrem methodischen Verfahren nach auf Beschreibung angewiesen sind. Das gilt sogar von ihren Gattungbegriffen, die nicht als absolut konstant begriffen werden, vollends von ihren Unterarten, Rassen, Ordnungen, Varietäten und Spielarten. Sie lehren uns im günstigsten Fall Regeln, aber keine Gesetze, Rhythmen des Geschehens, aber keine strenge, ausnahmelos wiederkehrende Periodizität wie die Astrophysiker. Ihre Regeln haben heuristischen Werth, allenfalls regulativen, aber niemals konstitutiven Charakter, um in Kants Terminologie zu sprechen.

Hat nun einer der Rassentheoretiker auch nur den Muth, zu behaupten, der Begriff Rasse schließe ein Gesetz ein, das keine Ausnahme kenne? Sind nicht alle Rassentheoretiker vielmehr in heillosem Widerstreit mit einander? Friedrich Hertz („Moderne Rassentheorien") hat in einem besonders gelungenen Kapitel seines Buches die „Psychologie der Rassentheorien" behandelt und die Widersprüche possirlich aufgedeckt, in die unsere Rassentheoretiker sogar mit sich selbst gerathen. Sie sprechen überall, wo verschiedene Völkerschaften sich mischen und kreuzen, mit Vorliebe von einem „Rassen-Chaos". Der unbefangene Forscher, der an diese Literatur prüfend herantritt, sieht sich einem „Theorien-Chaos" gegenübergestellt. Der Thurmbau von Babel: Keiner versteht mehr die Sprache des Anderen.

Doch hören wir zur Bekräftigung dieses Urtheils die vornehmsten Rassentheoretiker einmal ab. Für Gobineau, den Stifter der Schule, ist die Rasse Alles. Das Blut des Menschen, sein Rassenblut, ist das absolute Prius, sein Fatum, sein unausweichliches Verhängniß. Die geschichtliche Entwickelung der Völker, selbst ihre Rechtsinstitutionen und Glaubensformen werden durch das Blut und nur durch dieses bestimmt. Gobineau gesteht freimüthig: „Mein Buch ist der Ausdruck der Instinkte, die ich von Geburt an mitgebracht habe." Die Mischung der „arischen Instinkte" mit der „schwarzen Rasse" ist das unaufhaltsame Verhängniß unseres Kultursystems, das durch diese Blutmischung der Zersetzung entgegengeführt wird. Statt von Rassen-

*) S. „Zukunft" vom 14. Januar 1905.

blut, das ihn doch wohl zu kanibalisch-unappetitlich anmuthet, spricht Le Bon lieber von einer „Rassenseele". Mit unserem Blut bringen wir, nach Le Bon, bei der Geburt Anschauungen und Empfindungen als Erbstück unserer Vorfahrenreihe mit; und darin spiegelt sich die Seele der Rasse. Diese Rassenseele ist nun tiefster Urgrund aller Geschichte, aller Religion, Wissenschaft und Kunst eines Volkes. Weiter noch geht Lapouge, der die Rasse geradezu als „Fundamentalfaktor der Geschichte" begreift. Den natürlichen Ursachen, wie Klima, Nahrung, sexuelle Verbindung, steht die soziale Auslese (sélection sociale) gegenüber, die in Folge der Blutmischung, wie bei Gobineau, eine rückläufige Richtung eingeschlagen hat (sélection regressive). Der langköpfige, blauäugige Blonde ist ihm der Arier (Linnés Homo Europaeus), dem als niedere Rasse die dunkelhaarigen, schwarzäugigen Rundköpfe gegenüberstehen. Otto Ammon theilt den Pessimismus der französischen Schule nicht. Die „Arierdämmerung" bricht herein, die tüchtigen Individuen und ihre Nachkommen rücken ständig aufwärts, während das Mittelgut immer mehr nach unten tendirt. Die Vererbungtheorie spielt hier die entscheidende Rolle. Bei Chamberlain vollends bedeutet Rassen-Chaos Niedergang, germanische Rassenreinheit hingegen Aufstieg. Der Kampf zwischen Semiten und Germanen ist, nach Chamberlain, das eigentliche Thema der neueren Geschichte. Im Hintergrund, in den Untiefen der Rassenseele, wie Le Bon sagen würde, lauert der Gegensatz des Blutes. Der Kain- und Abelmythos lebt wieder auf: Blut ist gleichsam das Kainszeichen der Geschichte. „Rassenkampf": so gellt es uns seit Gumplowicz in die Ohren. „Zuchtwahl der weißen Rasse" donnert uns Heinrich Driesmans entgegen; er bequemt sich aber wenigstens zu dem Geständniß: Rasse ist nichts Stabiles an sich, sondern nur eine Masse bildende Kraft, die thätig war, so lange es Menschenwesen und Völker gab.

Immerhin ist auch dem mildesten Rassentheoretiker die Vorstellung geläufig, daß die Rasse den Gang der Geschichte bestimmt; entweder ausschließlich, wie die Fanatiker, oder doch vorwiegend, wie die Gemäßigten behaupten. Ihre Formel lautet: die Geschichte der Völker ist durch die Blutbeschaffenheit der Rasse prädestinirt. Wie bei Marx die ideologischen Faktoren (Religion, Recht, Kunst, Wissenschaft) nur den Ueberbau, die ökonomischen Faktoren, die Produktionbedingungen, den Unterbau bilden, so ist bei den Rassentheoretikern die Rasse gleichsam der Unterbau, das Fundament der Völker, das Blut also das unterirdisch bestimmende Agens, während Nationalität und Konfession, Recht und Sitte nur „Reflexe" des Blutes sind, genau so, wie sie nach den Marxisten „Reflexe" der Wirthschaft sind. Damit sind wir wieder einmal beim sozialen Fatum angelangt. Nach Buckle und Taine bestimmt das Milieu, nach Marx der Klassenkampf, nach Gobineau die Rasse den Gang der Geschichte. Jeder beharrt auf seiner Ausschließlichkeit, denn auf dieser Einseitig-

keit beruht die populäre Stärke der Argumentation, zugleich aber die logische Schwäche. Gobineau und sein Anhang machen gar kein Hehl daraus, daß ihrer Rassentheorie eine bestimmte Tendenz zu Grunde liegt; denn mit der Rassentheorie wollen sie den „grillenhaften" Liberalismus eben so schlagen wie die „Theoretiker des Umsturzes". Das Verfahren ist probat. Man kennt es von den „auserwählten" Völkern und „alleinseligmachenden" Religionen her

Die Begriffs-Anbetung, das Wort-Idol, gegen das Fritz Mauthner in seiner dreibändigen „Kritik der Sprache" so wuchtig und verherend zu Felde zieht, glotzt uns heute in blöder Starrheit aus gläsernem Auge als modernes Götzenbild „Rasse" an. Gegen dieses moderne Kismet des Blutes, gegen diesen mit biologischer Draperie herausgeputzten Aberglauben an die unverbrüchliche Allgewalt der Rasse, die heute das Schibboleth aller Reaktionäre geworden ist, müssen wir im Namen der logischen Methodenlehre entschiedene Verwahrung einlegen. Denn gegen die politische Mythologie der selbstgefälligen Legendenbildung, die schmeichelnd von einer auserwählten Rasse redet, um alles Licht auf die eigene Rasse und allen Schatten auf die anderen fallen zu lassen, kann nur die soziale Logik wirksam Front machen. Würde man uns eine persönliche Prädestination zumuthen, wie etwa Heraklit in seinem Satz: „Der persönliche Dämon des Menschen bestimmt sein Schicksal" oder Schopenhauer in seiner Lehre vom angeborenen unveränderlichen (intelligibeln) Charakter (operari sequitur esse), so wäre Das immer noch schlimm genug, doch wir hätten wenigstens unsere eigenen Sünden auszubaden. Die Rassentheoretiker aber kehren, ohne es zu wissen und zu wollen, zum mittelalterlichen Begriff der Prädestination zur Sünde, ja, um das Kapriccio voll zu machen, zur alttestamentarischen Auffassung zurück. „Und die Sünden der Väter werden gerächt bis ins dritte und vierte Glied." Wie hypnotisirt starren die Rassentheoretiker bei jedem Individuum wie bei ganzen Völkern und Epochen auf das Blut, auf Rassenreinheit, Rassenmischung, Rassenkreuzung; sie kratzen mit plumpen Fingern und täppischer Neugier bei jedem ihrer Bekannten indiskret nach Abstammung, Blutabkunft, Rassenzugehörigkeit, als ob die eigene angebliche Rassenreinheit so garantirt probehaltig, so geaicht vierzehnkarätig wäre. Wer vermag im Ernst die Rassenreinheit irgend eines seiner Vorfahren nicht nur standesamtlich, sondern nach Geheimschubfächern zu verbürgen? Giebt es denn Hintertreppen- und Boudoirgeheimnisse nur in Romanen?

„Jedermann ist seines Glückes Schmied", wie im Guten so im Schlimmen. Im Naturzustand, als die Umgebung den Menschen vollkommen beherrschte, mochte es einen Sinn haben, die persönliche Freiheit des Einzelnen durch Klima, Bodenbeschaffenheit, Milieu, Erziehung, meinetwegen auch durch Rassenblut für begrenzt zu erachten. Im Kulturzustand aber beherrscht nicht mehr die Umgebung den Menschen, sondern der Mensch die Umgebung. Man kann

im Lande der Knute geboren sein, mit zehn bis zwanzig Jahren nach Amerika auswandern und nach wenigen Jahren zu einem so unverkennbaren Yankee werden, daß die schärfsten Lupen nicht mehr die östliche Wiege herauszumikroskopiren vermögen, wenn Kleidung, Nahrung, Haltung, Sprechweise, Denkart, Gesinnung, kurz, der ganze äußere und innere Habitus, durch vollendete Nachahmung, die uns Allen ja als Erbstück unserer anthropoiden Vorfahren anhaftet, den Stempel des „Genuine" aufgedrückt haben. Wo steckt hier die Rassenprädestination? Wo das Fatum des Blutes? Wo die angeblich unverwischbaren Merkmale der Abstammung? Auf variable Momente, wie Rassenmerkmale nun einmal sind, läßt sich keine Konstante errichten, die den Gang der Geschichte bestimmen soll.

Sicher wird hier eingewendet werden: Wie ists nun mit Negern und Mongolen? Hört auch hier die Verschiedenheit auf? Sollte der Neger Recht behalten, der einem Theaterbilletteur, als er ihm keinen Logenplatz in Chicago verabfolgen wollte, weil Negern die Logenplätze verschlossen sind, zurief: Sie irren, ich bin längst aus der Rasse ausgetreten? Hier stoßen wir nun auf den Punkt, wo uns der Rassenbegriff methodologisch als Eintheilungprinzip berechtigt erscheint. Ich unterscheide folgende drei Grade: Art, Rasse, Spielart. Zur selben Art gehört, wie schon Kant die Merkmale der Rassenbegriffes zutreffend bestimmt hat, wer mit einander fruchtbare Kinder zeugen kann, so verschieden diese Kinder auch an Farbe, Gestalt und Charakter sein mögen. Weiß doch Jeder aus eigener Erfahrung, daß unter zwölf Geschwistern jedes nicht nur einen eigenen Gesichtsschnitt hat, sondern auch im seelischen Habitus, im Charakter von jedem Anderen scharf und bestimmt unterschieden ist, als ob sie verschiedenen sogenannten „Rassen" angehören würden. Da nun alle drei Hauptfarben unter den Menschen — der Weiße, der gelbe Mongoloide und der schwarze Neger — mit einander fruchtbare Nachkommen erzeugen können (wenn auch Neger und Weiße mit einander halbschächtige Kinder oder Blendlinge, Mulatten, hervorbringen), so gehören alle Menschen, die Hände, nicht Vorderfüße haben, die aufrecht gehen und artikulirt sprechen, zum genus humanum. Diese drei Kennzeichen: Hände, aufrechter Gang und artikulirte Sprache sind unaufhebbare, also konstitutive Merkmale der menschlichen Gattung. Die konstitutiven Merkmale sind kausal, weil ihr Dasein eine conditio sine qua non des Gegenstandes ist, die regulativen oder gar heuristischen Merkmale sind teleologisch. Eins dieser Merkmale kann wohl beim Individuum fehlen — man kann stumm oder invalid sein —: dann handelt es sich um eine Anomalie. Gehört nun auch das Blut, die Farbe, der Augenschnitt, das Wollhaar, der Lang- oder Kurzkopf zu den konstitutiven Merkmalen des Gattungbegriffes homo sapiens? Nein. Denn Keinem wird einfallen, einen amerikanischen Rothhäuter für eine Anomalie, einen Neger

für ein Naturschauspiel, einen Mongolen für eine Mißbildung auszugeben. Solche Eigenschaften nun, durch deren Aufhebung zugleich der Begriff Mensch aufgehoben wird, sind konstitutiv, zugleich aber kausal, weil sie die Giltigkeit der Begriffes bedingen. Solche Merkmale dagegen, die man hinwegdenken kann, sind regulativ. Flüchtige Analogien oder typische Merkmale von vorübergehendem, verwischbarem Charakter endlich sind nur von heuristischem oder mnemotechnischem, also teleologischem Werth. Wie die großen Denker des siebenzehnten Jahrhunderts für die Materie überhaupt zwischen Substanz (beharrender, unveränderlicher Zustand), Attribut (beharrende, aber zerstörbare Eigenschaft) und Modus (momentaner, vorübergehender Zustand) unterschieden, so giebts auch für die Gattung homo sapiens drei Grade des Beharrens. Zweihändigkeit, aufrechter Gang und Sprache sind die nicht hinwegdenkbaren Dauermerkmale des Menschen. Blut und Farbe aber, also Rasse, sind gleichsam die Attribute, die Grundeigenschaften, die über Jahrtausende sich erstreckenden Dauermerkmale des homo sapiens. Aus Blut und Farbe gehen nun aber die unzähligen unteren Rassenmerkmale hervor, wie Haarkleid, Augenschnitt, Nasen-, Lippen- und Ohrenbildung, Skelet, Schädelbildung, Bau des Schienbeines, des Fußskelets, des Beckens der Frau und endlich der Bau der Hand. Sie alle nennen wir rassoide Merkmale. Sie mögen typisch sein, kehren aber nicht bei allen Geschwistern des selben Elternpaares mit so unbeirrbarer Regelmäßigkeit wieder wie schwarze Farbe oder Wollhaar beim Neger. Auch die rassoiden Merkmale können von großer Dauer sein und sie erhalten sich durch Vererbung in vielen Generationen; aber ihr Fehlen oder Ausbleiben, tritt häufig ein, ist also nicht nothwendig, hebt daher den Begriff Mensch nicht auf. Innerhalb der drei Hauptrassen von regulativem Charakter nun giebt es Hunderte von Modi, von Spielarten oder Varietäten, die wir eben als „Rassoide“ begreifen. So nahmen Linné drei, Cuvier vier, Blumenbach fünf, Deniker für Europa allein sechs, Haeckel zwölf, Bory fünzehn, Desmoulins sechzehn Rassen an. Die amerikanischen Anthropologen Morton, Nott und Gliddon zählen schon mehrere Hundert Rassen auf, ohne diese Zahlen für abschließend zu halten. Hier ist nun der Ausdruck „Rasse“ logisch nicht mehr zulässig. Rasse heißt: Dauermerkmal des Genus Mensch. Solcher Dauermerkmale von Jahrtausende währender Konstanz giebt es nun entweder zwei, wie Huxley annimmt, nämlich hell- und dunkelfarbige, oder, nach Linné, drei (nach dem biblischen: Sem, Ham, Japhet). Aber jede dieser zwei oder drei Rassen weist eine Fülle von Unter- oder Spielarten (Rassoide) auf. So hat jüngst Deniker auf Grund dreißigjähriger Untersuchung für Europa allein sechs verschiedene Spielarten („Typen“ nennt er sie) aufgedeckt. Eine solche Spielart hat den Werth einer Regel in der Grammatik, eines Resultats der Wahrscheinlichkeitrechnung; sie ist keine logische Wahrheit, deren Gegentheil un-

denkbar ist, sondern eine statistische Wahrheit, die wohl in achtzig oder mehr von hundert Fällen zutreffen mag, deren Gegentheil aber sehr wohl denkbar ist.

Da unsere heutigen Rassentheoretiker fast nur mit der weißen, der sogenannten kaukasischen Rasse zu thun haben, weil ihre politischen Interessen die Neger und Mongolen gar nicht tangiren, so begehen sie durchweg den logischen Denkfehler, Unterart, Art und Gattung oder Spielart, Varietät, Rasse und Spezies homo sapiens unterschiedlos durcheinander zu würfeln. Sie machen einen Modus zum Attribut oder gar zur Substanz; sie verwandeln ein problematisches Urtheil in ein assertorisches oder gar in ein apodiktisches; sie erheben einen gewissen Rhythmus des Geschehens zur Regel oder gar zum Gesetz; sie verwechseln endlich eine statistische Wahrheit von dem fragwürdigen Werth einer Wahrscheinlichkeitrechnung mit einer logischen Wahrheit, deren Gegentheil undenkbar ist. Würde es sich nun um eine bloße Liebhaberei, um einen harmlosen wissenschaftlichen Sport handeln, so könnte man über diesen fundamentalen logischen Schnitzer mit verzeihender Milde oder — je nach Temperament — mit hohnlächelndem Ueberlegenheitgefühl an einem so unschuldigen Spiel vorübergehen. Aber den Rassentheoretikern, diesen Astrologen in der Soziologie, ist es um ihre Hypothese blutiger Ernst. Sie wollen den Werth des einzelnen Menschen innerhalb der selben Gattung, der des Homo Europaeus, die sie aus politischen Gründen einzig interessirt, nach seinem Blute, nach der Zugehörigkeit zu dieser oder jener angeblichen „Rasse“ bestimmen. Wie die Astrologen das Schicksal der Menschen aus der angeblichen Gestaltung der Gestirne ablesen, so möchten diese Sozial-Astrologen die Schicksale der Menschen aus der Konstellation seiner Blutmischung ableiten. De te fabula narratur. Hier ist Jeder von uns unmittelbar mitinteressirt. Wären wir wirklich mit ehernen Banden an das Schicksal unseres Blutes gekettet, wie die fatalistischen Rassentheoretiker behaupten, dann wäre die Freiheit ein leerer Wahn, alles Streben nach Aufstieg und Vollendung der Persönlichkeit thörichter Selbstbetrug, alles Ringen um Persönlichkeit, nach Goethe das höchste Gut der Erdenkinder, eitel Chimäre. Ueber den Blutaberglauben, wie er heute noch bei den Indern in der Unterdrückung der Tschandalas oder Sudras vorherrscht und der den Niedergang der indischen Kultur herbeigeführt, mindestens beschleunigt hat, sollten wir doch endlich hinaus sein. Wir sehen daher in dem Versuch unserer Rassentheoretiker, im Blut und nur in ihm den bestimmenden Faktor der Weltgeschichte zu erblicken, eine Wiederbelebung indisch-aristokratischer Gedankenleichen, eine künstliche Galvanisirung überwundener soziologischer Märchen. Wer uns heute zumuthet, das unentrinnbare Schicksal eines Menschen und damit zugleich seinen Werth nach dem Horoskop zu bestimmen, das die Rassentheoretiker ihm stellen, Der könnte uns mit dem selben logischen Recht ansinnen, wieder zur Astrologie und Alchemie zu-

rückzugreifen. Die besonnenen Rassentheoretiker sehen heute den logischen Schnitzer selbst ein, den ihre unbesonnenen Adepten begehen. Und deshalb braucht uns das vorlaute Gebahren und dogmatisch-selbstsichere Auftreten der „konsequenten" Rassentheoretiker in unserem Glauben an den Fortschritt der Wahrheit nicht irr zu machen. Die Rasse mag wirklich sein, wie die Farbe; nur logisch wahr ist sie darum noch nicht. Wie es für das Auge verschiedene Farben giebt, aber für den Verstand nur Licht- oder Aetherstrahlen, deren Brechungen auf unser Auge als Farbe wirken, so giebt es freilich für wissenschaftlich unbewaffnete und logisch ungeschulte Denker verschiedene Rassen. An der Wirklichkeit der Eindrücke ist nicht zu zweifeln, wohl aber an der logischen Wahrheit; und gerade diese ist das Problem. Das alleinseligmachende Dogma von der Rasse wird in dem Augenblick verschwinden, wo es sich anschickt, zur Farce auszuarten. Denn nichts tötet sicherer als die Karikatur.

Daß aber die einsichtigen und wissenschaftlich geschulten unter den Rassentheoretikern sich gegen alle Uebertreibung, Verzerrung und Bloßstellung ihres Prinzips selbst sperren, beweist die Haltung des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftbiologie". Ihr Herausgeber, Alfred Ploetz, stellt die entscheidende Frage: Was ist das „fortdauernd Lebende?" Was ist jener eigentliche Lebensträger, den man morphologisch „Rasse" nennt? Die biologische Rasse, antwortet Ploetz, ist „die Erhaltungeinheit des Lebens", „die Einheit des dauernden Lebens" So gehören Pferd und Esel zwei biologischen Rassen an, wenn auch einem biologischen Zeugungskreis; sie erzeugen zwar Bastarde, aber diese sind unfruchtbar. Rasse bleibe also, nach Ploetz, für den Begriff der dauernden, sich erhaltenden und entwickelnden Lebenseinheit festgehalten; man könnte sie auch Lebens- oder Vitalrasse nennen. Neben dieser morphologisch-biologischen Rasse giebt es noch eine System-Rasse, Varietät der Systematiker. Das sind die Unterrassen oder Varietäten, eben Das, was wir mit dem Diminutiv „Rassoid" bezeichnen, deren Nomenklatur zwar werthvoll, aber für die biologische Rasse unerheblich ist. Man erinnere sich daran, daß Helmont bereits von einem solchen Lebensprinzip, Archeus, gesprochen hat und daß Descartes die alte stoische Doktrin vom Lebensgeist (spiritus animalis, esprits animaux) wieder auffrischt. Der hypothetischen Lebenskraft, die Schiller in seiner „Philosophie der Physiologie" wiederherstellen möchte, hat Lotze auf der berühmten Naturforscherversammlung vom Jahr 1854 freilich den Garaus gemacht, bis die Neo-Vitalisten sie neuerdings aus der Versenkung wieder hervorholten. Immerhin giebt auch Ploetz zu, daß alle Menschen einen einzigen biologischen Zeugungskreis bilden.

Von diesem Punkt aus können wir nun die logische Lösung des Rassenproblems in Angriff nehmen. Als dauernde Lebenseinheit, als biologischen Zeugungskreis giebt es nur eine einzige Menschengattung. Das ist die soziologische Substanz, die oberste Idee des Menschen, der höchste Gattungbegriff

homo sapiens, der alle Unter- und Abarten, alle Spielarten und Varietäten, vollends alle Exemplare ohne Ausnahme in sich schließt. Das ist das Gesetz, das keine Ausnahmen kennt. Und hier kommen uns Anatomen, Physiologen, Anthropologen und Geographen zu Hilfe. Der anatomische Bau, die histologische Struktur, kurz, der Mechanismus und Chemismus, das Physiologische und Biologische aller Menschen der Welt ist gleich. Damit kehren wir auf dem Umwege der vorgeschrittensten, als atheistisch verschrienen Naturwissenschaften zum alten Adam-Mythos reumüthig zurück. Die gesammte Wissenschaft ist heute eben so monogenistisch gestimmt, wie sie vor einem Menschenalter noch polygenistisch gerichtet war. Die gemeinsame Abstammung der Menschen von einem Menschenpaar, die generische Einheit des Menschengeschlechtes wurde von den beiden Humboldts, von Baer, Virchow und Kollmann zwar immer festgehalten, aber neuerdings haben sich Schurtz, Hoernes und Johannes Ranke zu ihr bekehrt. „Es giebt nur eine einzige Menschenart", sagt Ranke, „deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tief gehen". Alexander von Humboldt sagte: „Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme". Endlich der Schweizer Kollmann, der Begründer der Kraniologie: „Alle europäischen Rassen sind, so weit wir bisher in das Geheimniß der Rassennatur eingedrungen sind, gleich begabt für jede Aufgabe der Kultur." Diese Unifizirungtendenz, der strenge Monismus, steckt der heutigen Wissenschaft im Blut. So hat der bonner Anatom Max Schultze schon 1863 nachgewiesen, daß das Protoplasma die Grundsubstanz aller lebenden Wesen ist. Seitdem haben sich die Grenzen zwischen Thier- und Pflanzenreich verwischt.

Nach Alledem ist eine genaue Begriffsscheidung, eine Chemie der Begriffe dringend nöthig. Die geilen Schößlinge einer überüppig wuchernden politisch-anthropologischen Phantasie müssen mit der scharfen Gartenscheere der logisch-methodologischen Prüfung aller wissenschaftlichen Begriffsbildung unbarmherzig abgeschnitten und als Dünger für echte, unbefangene Forschung verwerthet werden. Gewiß: auch die Rassentheorien werden dereinst ihr Gutes stiften, wie die Phrenologie von Gall und Spurzheim heute in den Lokalisationtheorien von Munk und Flechsig ihren wissenschaftlich verwerthbaren Niederschlag gefunden haben. Auf den großen Anhang freilich, den die Rassentheoretiker als Vertreter eines Modeproblems in den breiten Massen gewonnen haben, dürfen sie sich nicht berufen. Hier entscheidet nicht die Quantität der Adepten, sondern einzig und allein die logische Höhe der Vertreter. Die Heilsarmee hat noch mehr Anhänger als die Rassentheoretiker; deshalb brauchen ihre Lehren noch nicht wahr zu sein. Nicht die Breite der anhängenden Massen, sondern die Spitzen entscheiden über den logischen Gehalt einer Doktrin. Schließlich hatte Lavaters Physiognomik vor einem Jahrhundert, hat heute noch die Graphologie eben so viele und eben so glühende Verfechter wie die Rassentheorie.

Auch die Rassentheorien also werden der Wissenschaft werthvolle Winke als Residuen ihres modischen Daseins zurücklassen, wie es der Historiker des untergehenden Rom, Otto Seeck, in seiner Geschichtmethode, die mit Vorsicht und Besonnenheit rassentheoretischen Problemen Gehör leiht, glänzend darthut. Von jeder Mode, auch von der wissenschaftlichen, bleibt Etwas, irgend ein werthvoller Niederschlag, zurück. Und so sehe ich denn voraus, daß das Rassenproblem einst nicht, wie heute, nach den vier geltenden Methoden — linguistische, anthropologische, biologische und soziologische Richtung — allein bearbeitet sein, sondern als fünfte Methode die psychologische in den Vordergrund stellen wird; und diese behandelt die Frage der Instinkte. Was die Rassentheoretiker auf Rasse, also auf Blut zurückführen — gewisse Veranlagungen, Neigungen, Dauerformen, körperliche Beschaffenheit, typische Gruppenmerkmale von einiger Dauer, seelische Dispositionen —, sind in Wahrheit nichts Anderes als Instinkte, also erworbene Eigenschaften der mittelbaren und unmittelbaren Vorfahrenreihe in Funktionen und Organen. Alles von der Gattung auf dem Wege der Uebung und Gewohnheit über Arterhaltendes oder Artschädigendes von unseren Vorfahren Erfahrene läßt bei uns, wie bei den Thieren, Spuren, Tendenzen, Neigungen, automatisch gewordene Willensakte zur Vollziehung von nützlichen, aber auch zur Vermeidung von selbst- oder arterhaltenden oder auch von artschädigenden Handlungen zurück. Diese Instinkte sind keine Konstanten, sondern variable Größen. Wenn schon Gattungen und Arten variiren, wie Lamarck und Darwin gezeigt haben, und die Grenzen zwischen Pflanze und Thier fallen, um wie viel mehr Rassen oder gar Varietäten oder auch Rassoiden? Was aber variirt, läßt keine zwingende Berechnung des Kommenden, also kein apodiktisches Urtheil über künftiges Geschehen zu. Diese Dispositionen als angehäufte und aufgespeicherte Erfahrungen der unmittelbaren und mittelbaren Vorfahrenreihe sind in der That erblich, wie Spencer annimmt. Und hier kann das Rassenproblem mit Aussicht auf einen bescheidenen Erfolg einsetzen. Gewisse Varietäten menschlicher Gruppenhandlungen lassen sich vielleicht erklären oder gar, was für die Wissenschaft die Hauptsache ist, voraussagen — voir pour prévoir, heißts bei Comte —, wenn man die menschlichen Gruppen nach solchen vererbten Instinkten, die von dem Milieu, der Nahrung, dem Klima, dem Boden, der Beschäftigung, der Erziehung, von allen Natur- und Kulturbedingungen abhängig sind, klassifizirt. Hier kommt dem Blut neben den genannten Faktoren eine große Bedeutung zu. Denn mit dem Blut, richtiger: mit der Eizelle, dem Sperma, werden die Instinkte unserer Vorfahren vererbt, sei es als erworbene Eigenschaft nach Spencer, sei es im Keimplasma nach Weismann. Natürlich hat solche Klassifikation, wie übrigens jede nach Sigwart, nur provisorischen, also unverbindlichen, wenn auch orientirenden, eben darum aber teleologischen Charakter. So würden wir, wie folgt, klassi-

fiziren: Rasse und Rassoid hängen mit ererbtem Blut und mit Instinkten, Volk hängt mit der gemeinsamen Sprache, endlich Nation mit staatlichen Institutionen und gemeinsamen geschichtlichen Ereignissen von einschneidender Bedeutung zusammen. Eben so klassifiziren wir: 1. Art: Mensch. 2. Rasse: Weißer, Negroide, Mongoloide. 3. Rassoide, Spielart, Unterart, Varietät: Arier, Semit, Kelten, Romanen, Germanen u. s. w. Diese Eintheilungen haben nur noch den Werth einer nicht bindenden, wohl aber in großen Zügen orientirenden, daher nützlichen Nomenklatur; sie sind — grammatisch ausgedrückt — kein phonetisches Gesetz, sondern eine empirische Regel; logisch gewendet: kein apodiktisches Urtheil über einen Menschen, dem man eine gewisse Spielart zuschreibt, sondern ein assertorischer Satz: so ist es (aber nicht etwa: so muß es sein.)

Weshalb sich die ursprünglich einheitliche Menschengattung in drei Hauptrassen und in Hunderte von Spielarten oder Rassoiden gespalten und differenzirt hat, läßt sich leicht genug erklären. Die Wanderungen haben diese Differenzirungen bewirkt. Das verschiedene Klima vom Nord- bis zum Südpol baut im Verband mit Fauna, Flora, Nahrung, Arbeitweise und Kleidung einen verschiedenen Menschenschlag auf. Die tropische Zone färbt die Haut schwarz, das nordische Klima weiß. Dazu treten verschiedene Nahrung und, wie man in allerjüngster Zeit bemerkt hat, die Giftstoffe. Diese färben die Haut ganzer Bezirke. Für das Haarkleid endlich ist die sexuelle Auslese der bestimmende Faktor der Differenzirung. Aus diesen drei Hauptrassen, die sich noch von drei Hauptzonen — heiß, kalt, mittel — differenzirt haben, spalten sich nun durch verschiedene Berufe, Gewerbe, Arbeitstheilung Nahrung, Kleidung, Hunderte von Unterarten oder Rassoiden ab, die verschiedene Gattungserfahrungen aufweisen und deshalb sich durch typisch unterscheidbare Merkmale klassifikatorisch von einander deutlich abheben. Und wie wir, um uns leichter zu orientiren, in der Zeit nach Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden rechnen, große Zeitabschnitte aus mnemotechnischen Gründen in einen Ausdruck pressen oder die ganze Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit spalten, genau so theilen wir die verschiedenen Typen von Menschen mit hervorstechenden Gruppenmerkmalen zu leichterer Orientirung nach Unterarten oder Rassoiden ein und nennen diese mißbräuchlich Rasse. Auf diesem logischen Abusus bauen sich nun unsere heutigen Rassentheorien auf. Sie legen ihrem falsch konstruirten Rassenbegriff Werthurtheile sogar über Semiten, Arier und andere Völker, Stämme, Gruppen unter, deuten in die Gruppe, der sie selbst anzugehören vermeinen, alles Löbliche, Hochgemuthe und Hoheitvolle hinein, während sie der feindlichen Gruppe, die sie mit ihrem Haß treffen wollen, allen erdenklichen Unglimpf andichten. Sie selbst sind die Engel, die Anderen die Teufel. Alles Licht ist beim eigenen Rassen-Ormuzd: Arier, alle Finsterniß hingegen beim Rassen-Ahriman: Semiten. Was die mythenbildende Volksphantasie früher den Feen und

Grazien beigelegt hat, Das wird der eigenen, was sie aber den Dämonen und Unholden aufs Kerbholz geschrieben hat, der fremden Rasse imputirt. Teleologische Sammelbegriffe wie Slaven, Romanen, Germanen, Kelten verwandeln sich unversehens in Rassen und werden unvermerkt zu höheren Wesen, Heroen, Halbgöttern von ihren Adepten, zu Teufeln und Dämonen von ihren Feinden gestempelt. Und so bildet sich unter unseren Augen eine politische Mythologie heraus. Gott oder Satan erhalten ein soziologisches Rassengewand. Dagegen giebt es nur ein bezwingendes Mittel: die Logik. Die Waffen der Logik haben die alten Mythologien zu Tode verwundet; sie werden sich auch der neusten Modeblüthe gegenüber nicht stumpf erweisen. Wenn sogar Gattungen variiren, wie Lamarck und Darwin für immer gezeigt haben, um wie viel mehr erst Rassen, Unterarten oder gar bloße Spielarten. Was aber variirt, ist kein Gesetz, sondern im günstigsten Fall nur statistische Regel oder Wahrscheinlichkeitrechnung. Semit und Arier sind einfache Schulbegriffe, künstliche Eintheilungen, denen in der Wirklichkeit kein Dauermerkmal zu Grunde liegt, wie etwa bei Mongoloiden oder Negroiden. Zuerst waren es Schulbegriffe und später wuchsen sie sich zum politischen Schlagwort aus. Einen Menschen, der unserem Kultursystem, also der weißen Rasse, angehört, nach seiner angeblichen Rassenzugehörigkeit beurtheilen und ihm gar minderwerthige Qualitäten auf Grund dieses angeblichen Rassen-Werthurtheils beilegen wollen, hat bei der unaufhebbaren Willkür und Variabilität solcher Gruppenmerkmale nicht viel mehr wissenschaftliche Bedeutung als die Chiromantie und die Kartenlegekunst der Zigeunerinnen. Auf Grund variabler Merkmale lassen sich nun, wie die formale Logik uns belehrt, keine apodiktischen Urtheile abgeben, keine logisch zwingenden Schlüsse ableiten; vollends läßt sich auf so flüchtige Analogien der äußere Werth oder gar der innere Gehalt des Menschen niemals bestimmen. Rasse (Das heißt: eine Dauerform vererbbarer Instinkte und Gruppenmerkmale in Aussehen und Habitus) ist einer der vielen Faktoren, die das Wesen des Menschen ausmachen, aber weder der einzige Faktor, wie die Rassenfanatiker behaupten, noch der Generalnenner der Geschichte. Immerhin hat die Rassenliteratur das Gute, auf den Rassenfaktor, der früher ganz vernachlässigt wurde, hingewiesen zu haben. Die geographischen Lebensbedingungen (Buckle), wie Boden und Klima, Flora und Fauna, die Produktionweise, die Marx und Engels in den Vordergrund stellen, Bewaldung, Höhenzüge und Flußläufe, wie Ratzel behauptet, endlich das Kultursystem, in das man hineinwächst, haben auf den Kulturmenschen, auf die Bildung seines Wesens, die Formung seines Charakters einen unvergleichlich größeren und nachhaltigeren Einfluß als die von den Rassentheoretikern behauptete physiologische Seelenwanderung, das soziale Fatum, die menschliche Schicksalstragoedie: Blut. Die Gesetze der Logik — die Konstitution, die sich der Menschengeist selbst gegeben hat — gelten allgemein. In den Sprachen

und Hautfarben, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Menschen tausendfach; und diese Unterscheidungen schrauben wir künstlich zu Rassenunterschieden empor. Aber die Logik ist für alle Menschen die selbe; sie gilt nicht hier und jetzt, sondern überall und immer. Das religiöse Credo wechselt, aber das logische Credo ist immerdar für alle denkenden Menschen gleich. Und sollten Einzelne immer noch an der Einheit des Menschengeschlechtes zweifeln, so ist die Allgemeingiltigkeit der logisch mathematischen Lehrsätze die entscheidende Gegeninstanz gegen die Polygenisten. Gegen die Elementarregeln der logischen Methodenlehre verstoßen aber die Rassentheorien, sofern sie Unterart mit Gattung verwechseln, eine flüchtige Regel zum dauernden Gesetz erheben, eine heuristische Klassifikation zum bindenden Zwang gestalten, um, darauf gestützt, Werthurtheile über Menschen abzugeben. Endlich begehen sie den logischen Grundfehler, statt hypothetischer Meinungen oder problematischer Urtheile, wie sie variable Merkmale einzig und allein zulassen, dogmatisch auftrende wissenschaftliche „Wahrheiten" zu verkünden, deren Sicherheit von der höchsten Instanz des Menschengeistes, vor dem Forum der formalen Logik, verurtheilt wird. Ihr Auftreten verhält sich umgekehrt proportional zu ihrem logischen Rechtanspruch.

Das einzige Dogma, das wir heute als logisch giltig anerkennen dürfen, ist der einheitliche Ursprung des ganzen Menschengeschlechtes. Der alte Adam-Mythos triumphirt. Aber auch die biblische Eintheilung (Sem, Ham, Japhet) hat das letzte Wort behalten; denn es giebt in dem Sinn, wie Kant den Begriff faßt und die formale Logik ihn gutheißt, nur drei Rassen. Fritsch und Stratz nennen es heute: protomorphe, metamorphe und archimorphe. Wir ziehen die herkömmliche Bezeichnung vor: die weiße, kaukasische Rasse, Negroiden und Mongoloiden. Durch verschiedene Nahrung, Giftstoffe, Zone, Kleidung, Fauna, Flora, Bewaldung, Flußläufe, Höhenzüge, Arbeitstheilung, vor Allem aber, wie Marx richtig gesehen hat, durch die Produktionweise, den Klassenkampf, haben wir uns in Hunderte von Typen, Unterarten mit mehr oder weniger dauernden physiologischen und psychologischen Gruppenmerkmalen differenzirt. Diese Spielarten nennen die Rassentheoretiker fälschlich Rasse; sie legen dem Rassenbegriff kausale Geltung bei und daher erklärt sich ihre Begriffs-Wirrniß. Wir spotten heute über Griechen und Römer, die jeden Fremden als „Barbaren" verachteten. Thun wir aber Anderes, wenn wir bestimmten Menschengruppen, die anders aussehen und sich vielleicht auch anders benehmen, ein Rassenproletariat andichten und ihnen damit seelisch eben so weh thun wie der Kanibale, der den Stammesfremden zerfleischte? Oder sollte das seelische Zerfleischen dem Opfer weniger weh thun?

Die politische Formel der französischen Revolution schloß mit dem Wort fraternité! Dieses Wort, vielfach als Phrase verspottet, hat sich anatomisch und physiologisch bewahrheitet. Virchow sagt: Wenn ich die gesammte Ge-

schichte der Menschheit übersehe, kann ich mich der Vorstellung nicht entschlagen, daß wir Alle wirklich Brüder und Schwestern sind. Das gilt selbst von Schwarzen und Gelben, vollends von der uns zunächst stehenden weißen Rasse. Jetzt versteht man auch den wahren Sinn der Humanität, die von Lessing, Herder und Schiller als tiefstes Geheimniß der Geschichte begriffen wurde. Da wir eine anthropologische und logische Einheit darstellen, streben unsere sehnsüchtigen Wünsche wieder zu jener Ureinheit zurück, die wir im Lauf der Entwickelung verloren haben. Der Sinn der Geschichte ist offenbar nicht Zerklüftung, Zersprengung und Spaltung der Menschen, sondern ihre Einigung durch den Kitt der Religion für die Herzen, durch das Band des Volkes in der gemeinsamen Sprache, der Wissenschaft für den Geist, der Phantasie für die Kunst, endlich der großen staatlichen Einheit und der gemeinsamen geschichtlichen Erlebnisse für die Nation. Deshalb haben sich im neunzehnten Jahrhundert die Nationalstaaten überall konsolidirt. Aber auch die Nationalstaaten sind nur das vorletzte, nicht das letzte Wort der Geschichte. Das große Sehnen gilt dem centralen Einheitpunkt, der Humanität, aus der wir uns hinwegdifferenzirt haben.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Novelle.

Beim Tanze fiel, von Einem nur erspäht,
Die blasse Rose aus der Fürstin Haar.
Von ihrer Schleppe ward sie hingeweht
Zu seinen Füßen, der beseligt war.

Er war ein fremder Jüngling, ernst und schlank,
Und war ein Dichter. Doch wem sagt Dies viel?
Er nahm die Rose mit erglühtem Dank
Und starrte fiebernd in des Tanzes Spiel.

Dann schied die Fürstin aus der Tänzer Schaar . . .
Nun lag sie nachts an ihres Gatten Brust.
Was war sie ihm, der ihr verächtlich war?
Ein Tropfen Lust in einem Pfuhl von Lust.

Und da sie nun, entfremdet jedem Wahn,
Wie Marmor lag vor seiner wüsten Gier,
Flog hoch und hell, gleich einem wilden Schwan,
Des Dichters Sehnsucht durch die Nacht zu ihr.

Und es geschah, daß ihr im Traum erschien
Ein schöner Jüngling, fremd und sonderbar.
Er lag vor einer Rose auf den Knien,
Die ganz vom Mondenlicht umsponnen war.

Wien. Franz Karl Ginzkey.

Ein verkommenes Genie.

Vor einigen Jahren stand bei einem oberungarischen Regiment, Karl-Alexander-Infanterie, ein kleiner, blonder Lieutenant, Karl Kußl mit Namen, ein brünner Kind. Er hielt sich aber nicht lange. Denn so hoch er von der Kommandeuse als unermüdlicher Jourpianist geschätzt ward: seine Art paßte gar nicht in den bunten Rock. Eines Tages mußte er gehen.

Er wandte sich nach Berlin. Es gelang ihm, Richard Straußen in guter Laune anzutreffen, und er erhielt die Erlaubniß, eine Probe seines musikalischen Könnens abzulegen. Während er spielte, trat eine schöne Frau ein, die eine Zeit lang erstaunt und athemlos im Nebenzimmer gelauscht hatte: Frau Elsa Laura von Wolzogen. Karl Kußl, der „gesprungene" Lieutenant, ward Kapellmeister des Ueberbrettels ... Eines anderen Tages war ers nicht mehr. Wer Kußls gefährlich unbezähmbares Temperament gekannt, seinen selbstherrlichen Eigensinn, seine krankhafte Unverträglichkeit, wird dem Baron und Direktor aus der Entlassung keinen Vorwurf machen.

Ein gewissenloser Theateragent schickte den armen Kußl nach Frankfurt am Main, an eine Bunte Bühne, die schon verkracht war, ehe sie noch ihre Thore aufgethan hatte. Karl Kußl stand, wie kurz vorher in Berlin, obdach- und rathlos in einer fremden Stadt.

Er machte sich auf, um zu Fuß nach Berlin zu gelangen und wollte Wolzogens Verzeihung erbitten. Aber in einer der ersten Herbergen ereilte ihn das Schicksal: der Landgendarm. Kußl wurde aufgegriffen und eingesperrt; und sollte es drei Tage bleiben. Als aber der Gemeindediener am nächsten Morgen den Arrest öffnete, lag Kußl in seinem Blut. Er hatte sich mit den Zähnen — wirklich: mit den Zähnen! — die Pulsadern durchbissen. So kam er ins Irrenhaus.

Am Körper geheilt, an der Seele „gebessert", ward er aus der Anstalt entlassen und trieb sich nun in der weiten Welt umher. So begleitete er, zum Beispiel, eine Menagerie durch Frankreich.

Im Jahr 1903 tauchte er wieder in Wien auf; ärmer denn je. Er trug ein Lustspiel („Das Vergnügen, zu betrügen") in der Tasche, das in Brünn mit großem und auch künstlerischem Erfolg aufgeführt worden war; in Wien fand er keine Liebe dafür. Eine Monatschrift brachte Kußls Gedichte mit einer Einleitung, die auf das hungernde Talent hinweisen sollte; die übrigen Gedichte blieben ungedruckt. Seine Freunde, ein Prälat darunter, der ehemals Kußls Erzieher gewesen war, Kameraden aus dem Offiziercorps, ein Advokat, der zu den ersten Juristen zählt und zu den ersten Wohlthätern zählen würde, wenn die Welt um sein stilles Walten wüßte: sie Alle und ein Dutzend Anderer bemühten sich, Kußl über Wasser zu halten. Vergebens. Der arme Mann, der die Distanz zwischen seinem Schicksal und seiner Begabung ermaß, der die Kraft in sich fühlte, Ewiges zu schaffen, und verurtheilt war, sein trockenes Brot mit Klavierpauken zu verdienen, — er konnte nicht anders: er mußte sich betäuben.

Vielleicht wäre er Morphinist geworden, wenn seine Mittel dazu gereicht hätten; und wäre jetzt ein interessanter Mensch. Da er arm war, ging er den Weg Grabbes. Er nächtigte auf den Bänken öffentlicher Promenaden und trank; wohnte Wochen lang unter der Reichsbrücke und trank. Eines Morgens brachte

man den Entkräfteten ins Allgemeine Krankenhaus. Dort, zum ersten Mal nach so vielen Leiden der rohesten Noth entrückt, von humanen Aerzten erkannt und mit den kargen Mitteln des Spitals verwöhnt, lebte er wieder auf. Er dichtete ein Dutzend Lieder; dichtete sie, aber schrieb sie nicht auf. Seine Freunde veröffentlichen sie nach ihren eigenen Aufzeichnungen.

Dort hat Kußl auch zum ersten Mal seine Theorie des Schönen und der Kunst entwickelt. Die Kunst, sagte er ungefähr, bildet Gestalten — Menschen, Thiere, Pflanzen, Landschaften, Gärten —, kurz, die tausend Verkörperungen des Lebens, wie sie zwar noch nicht bestehen, wie sie aber, wenn sich das Bestehende Schritt vor Schritt veredelte, entstehen könnten. Malerei und Plastik zeigen uns Menschen einer unter höheren Wärmegraden gedeihenden Kultur, edler fallende Gewänder, als wir sie tragen, Geberden, die in der Bedeutung unseren alltäglichen gleichen und doch in einer Harmonie fließen, deren Gesetze erst gefunden werden müssen; die Dichtung bildet Seelen, die wir verstehen, die aber reiner, einheitlicher als wir selbst sind, von Gründen geleitet, die auch wir Alle anerkennen, ohne sie aber ausschließlich zur Richtschnur unseres Handelns zu machen. Die Bühne gibt dann diesen Gestalten der Dichtung ein sinnfälliges Leben. So vereinigen sich alle Künste, um uns Menschen, Thiere, Pflanzen, Gewänder, Landschaften, Gärten und tausend andere Dinge zu zeigen, an denen sich unsere Sinnesorgane erbauen und bilden. Die Kunst lehrt uns ihre Schöpfungen als Platonische Ideen unseres eigenen Entwickelungstadiums ansehen. Sie lehrt den Jüngling ein Mädchen ersehnen, das möglichst ähnlich den Frauen und Mädchen ist, die er gemalt und gemeißelt sah; sie lehrt die Jungfrau einen Mann lieben, möglichst ähnlich den Wesen, die der Jungfrau vom Dichter als liebenswürdig bezeichnet wurden. Die Bildenden Künste — die Poesie und Schauspielkunst eingeschlossen — sind also wichtige, ja, die wichtigsten Faktoren der Zuchtwahl; sie sind die Führer des Menschengeschlechtes auf dem Weg zu einem immer höheren, nie erreichbaren Kulturideal. Die Seele für die Eindrücke der Bildenden Künste empfänglich zu machen, ist aber die Aufgabe der Musik als der Königin der Künste. Was den Weg einer möglichen Höhenentwickelung weist, ist schön. Damit hat Kußl eine Formel gefunden, die auf eine bisher ganz unbeachtet gebliebene Rolle der Kunst im Leben der Natur hinweist. So viel man auch schon über die Kunst und das Schöne geschrieben hat: Allen hat die Kunst nur als eine spielerische Bethätigung des Menschengeistes gegolten. Erst Kußl spricht der Kunst die Bedeutung zu, die unsere Großen wohl geahnt, aber niemals klar erkannt und noch weniger betont und gelehrt haben.

Natürlich vermag die gedrängte Wiedergabe eines vielleicht nur halb erfaßten und halb mißverstandenen Gespräches Kußls leidenschaftlich lebendiges Wort nicht zu ersetzen, ein Thema, worüber Bände geschrieben werden müßten, nicht in einigen Zeilen zu erschöpfen. Aber wer auf diesen Andeutungen eines Grundrisses gläubig weitermauert, wird plötzlich ein Lehrgebäude von ungeahnter Einheitlichkeit und Harmonie der Formen vor sich sehen. Auch was Kußl über das Komische zu sagen hatte, könnte Bände füllen. Doch da muß jeder Versuch, die Kraft seiner glänzenden Darstellung wiederzugeben, fehlschlagen.

Und nun hat dieser Mann in Graz ein Mädchen erschossen. Wenn ihn die Gelehrten nicht für irrsinnig halten, wird er hinter Kerkermauern verderben; und im anderen Fall im Irrenhaus . . . Ach, es war ja ein abscheuliches Verbrechen:

vor den Augen der Mutter ein blühendes Leben zu vernichten. Keine Strafe ist hart genug. Und doch: der arme Kußl, den eine wahnwitzige Leidenschaft und wahrscheinlich auch ein ererbter Trieb so elend gemacht haben, fordert unser Mitleid heraus. Wo sind die Grenzen seiner Schuld? Hat die Menschheit in diesem schönen, unschuldigen Mädchen weniger oder mehr verloren als in dem Mann, der um dieses Mädchens willen zum Verbrecher wurde?

Von all den Schicksalen verkommener Genies ist keins das furchtbarste: er geht zu Grunde, ohne die Hoffnung, seine Sendung jemals erfüllen zu können; ohne sein Bestes gegeben zu haben; ohne den tröstlichen Glauben an irgend eine künftige Anerkennung.

Er hat wohl sein Los halb vorgeahnt, als in seinem Kopfe der „Nekrolog im Salon" entstand:

War einst eine Witwe mit heißem Schoß,
Die hatte einen, zwei Buhlen;
Des Toten Sohn wurde peinlich groß,
Doch giebts ja Kadettenschulen.

Er war ein weicher, versonnener Jung',
Den Jeder verrückt und zerstreut nannt';
Man knetet ihn, giebt ihm den nöthigen Schwung
Und kostümirt ihn als Leutnant.

Nun hat er gelernt, eine Troddel von Gold
Mit Anstand durchs Leben zu führen,
Nur freilich nicht, einen Monatssold
Durch Dreißig zu dividiren.

Der Teufel im Leib eines Vollblutpferds
Verfährt die schönste Karosse;
Der Lieutenant hatte ein Künstlerherz
Und sprang — heihupf! — in die Gosse.

Einst hat er sich weidlich umgeschaut
Bei den köstlichsten Dirnen und Damen;
Aus hundert Hetären und einer Braut
Erzeugt er jetzt Lieder und Dramen.

Manch Dichter hatte ihn anerkannt,
Nur fanden sich keine Verleger.
Der zarte, der todeswunde Vagant
Ward immer stiller und träger.

Vielleicht war sein Schädel vortempirt
Auf größere Zeitdistanzen.
Genug, dieser Kopf ist im Koth krepirt,
Verlaust, auf leerem Ranzen.

Ich habe den Menschen zuletzt noch gesehn,
Zerstört, zerfallen, zerspalten.
Es war nicht so arg . . . Ich muß gestehn,
Man konnt' sich mit ihm unterhalten.

Charlottenburg. Roda Roda.

Anzeigen.

Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

In einem seiner Essais sagt Ralph Waldo Emerson, der Persönlichkeitsucher: „Groß ist, wer, was er ist, aus sich selbst ist und uns nie an Andere erinnert." An diesem Wort gemessen, ist Peter Rosegger in seinem Bereich ein Großer. Mein Buch versucht, Rosegger als Poeten und als Menschen zu charakterisiren, mit dem ausgesprochenen Wunsch, die Leser in den Organismus seiner Schriften hineinzuführen. Ich stehe unter dem Eindruck, daß der Dichter mit dem jüngsten religiösen Roman den Kreislauf von Gedanken, die wesentlich in seiner Natur angelegt sind, abschließend umschrieben hat. So ist für uns möglich, vielleicht nützlich, was bisher nicht wohl anging: uns ein klares Bild von Roseggers Bedeutung für unser geistiges Leben zu verschaffen. Da Peter Rosegger fest entschlossen ist, mindestens achtzig Jahre alt zu werden, glaubte ich, mich mit einer biographischen Skizze begnügen zu sollen, die das Notwendige an seinem Ort andeutend sagt und die einzelnen literarischen Abschnitte sinnvoll mit einander verknüpft. Oft und gern habe ich Rosegger selbst das Wort gegeben; ich hoffe, durch diese zahlreichen Proben aus allen Theilen seines Lebenswerkes nicht nur meine eigene Darstellung wirksam zu illustriren, sondern auch das Beste aus seinen Büchern zusammengefaßt zu haben. Roseggers alter Freund, der talentvolle grazer Bildhauer Professor Hans Brandstetter, hat meinem Buch eine kleine Anzahl von Bildern sorgsam ausgewählt.

Theodor Kappstein.

❦

Visionen. Verlag von Karl Siegismund, Berlin.

In Ruhepausen vom ermattenden Beruf
Entflieh mit mir der rauhen Wirklichkeit
In jenes Zauberreich, das Phantasie mir schuf,
Die Dich an meiner Hand zum Priester weiht,
Zum Priester einer Kirche, die besteht,
Seitdem das Schöpfungwunder uns umweht.

Josef Gruenstein.

❦

Strindbergs Märchen. Deutsch von Emil Schering. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

„Alles, was ich noch schreibe, wird die Synthese meines Lebens sein", sagte August Strindberg im Frühjahr 1903 in Stockholm zu mir. Im Sommer 1903 schrieb er diese Märchen. Die Form des Märchens ist es hier, die den Revolutionär Strindberg (Goldhelme) mit dem Utopisten Strindberg (Märchen vom Sankt Gotthard), den Rationalisten (Drangsale des Lotsen) mit dem Mystiker (Als die Baumschwalbe in den Kreuzdorn kam), den Pessimisten (Großes Kiessieb) mit dem Optimisten (Photographie und Philosophie), den Satiriker (Jubal ohne Ich) mit dem Idylliker (Blauflügelchen), den Weiberhasser (Geheimnisse der Tabaksscheune) mit dem Frauenlob (Siebenschläfer), den Skeptiker (Triumphator und Narr) mit dem Gläubigen (Mittsommerzeiten) vereinigt; sie hat all diese Gegensätze auszugleichen vermocht.

Grunewald. Emil Schering.

❦

Novalis als Philosoph. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München 1904.

Die allgemeine Beliebtheit, deren sich heutzutage die ästhetisirende Paraphrase erfreut, hat dazu geführt, daß man fast nur noch über einen Schriftsteller schreibt, um zu zeigen, daß man selbst ein Schriftsteller ist. Auch den größeren und kleineren Darstellungen, die das erneute und nicht zufällige Interesse für Novalis ins Leben gerufen hat, ist es weniger um eine Wiedergabe als um eine Beurtheilung seiner Gedanken zu thun. Sie alle — von Maeterlincks tiefsinniger und kongenialer Vorrede bis zu den gefühlvollen Kannegießereien trüber Literaten — bringen mehr die Glossen als den Text. Die Einführung in einen historischen Gedankenkreis geschieht aber nicht so sehr dadurch, daß man ihn lobt oder tadelt, wie dadurch, daß man erzählt, was er enthält. Jede Philosophie ist ein in sich abgeschlossenes psychologisches Aktenmaterial, das in erster Linie gesichtet und geordnet sein will. Mein Versuch ist nun keine „literarische" Kritik, sondern eine simple Beschreibung. Eine solche Beschreibung ist nicht überflüssig, denn sie ist stets etwas Anderes als eine bloße Wiederholung und sie hat die selbe Berechtigung wie die Topographie einer alterthümlichen Stadt oder der Grundriß eines weitläufigen Gebäudes. Meine Schrift hätte ihren Zweck erreicht, wenn sie dazu beitragen könnte, daß man, statt Gedanken über Novalis zu lesen, sich mehr des Dichters eigenen Gedanken zuwendet. Die Verlagsanstalt Bruckmann hat der kleinen Arbeit eine so schöne und geschmackvolle Außenseite gegeben, daß man darüber manche Schwächen des Inhaltes gern vergessen wird.

Wien. Dr. Egon Fridell.

❦

Stevensons „Velazquez". Uebersetzt und eingeleitet von E. v. Bodenhausen. Verlagsanstalt Bruckmann A.-G, München.

Es giebt heute kein Buch über Kunst, das den Deutschen förderlicher werden könnte. So sicher man durch Velazquez besser, mindestens schneller als durch irgend einen Künstler über das eigenste Wesen der Malerei aufgeklärt wird, so sicher ist der Stevenson, der diesem Wesen alle der ästhetischen Betrachtung gebotenen Seiten abgewinnt, ein ideales Dokument für das Wissenswerthe. Ein Werk über Rembrandt von ähnlicher Weisheit wäre vielleicht großartiger gewesen. Daß Stevenson Velazquez nahm, entsprang seinem richtigen Instinkt für die spezifische Bedeutung des großen Spaniers für die ganze Kunst der Gegenwart. Man lernt Manet damit schätzen, ja, man lernt Alles kühl und richtig erfassen, was heute in Deutschland zu so viel Possenreißerei, Richtungpolitik und Snobismus mißbraucht wird. Das Buch erhebt sich weit über den Fromentin, den der selbe Uebersetzer in Deutschland eingeführt hat, läuft aber in der selben Bahn. Darin giebt es keine Phrasen über weiß Gott was für erhebende oder niederdrückende Dinge, die Einem erst nachträglich von der Empfindung in das Kunstwerk hineingedichtet werden, sondern nur logische Erkenntnisse des Wesentlichen, des Malerischen. Wenn solche Betrachtung in Deutschland Mode würde, kämen wie sicher weiter. Die Uebersetzung ist glänzend; und was Bodenhausen in der Einleitung sagt, läßt für sein erstes eigenes Werk, über Gerard David, das Beste hoffen.

Julius Meier-Graefe.

Der Strike.

Wie schwer es ist, auf die Frage nach der Ursache des Bergarbeiterausstandes eine zureichende Antwort zu finden, lehren die folgenden Thatsachen. Auf der Zeche „Herkules“, wo die geforderte Neuerung, die veränderte Anrechnung der für die Seilfahrt (aus und ein) nöthigen Zeit, von wesentlicher Bedeutung war, fuhren am ersten Dienstag sämmtliche Arbeiter ein. Auf der Zeche „Kaiserstuhl“, wo die eifrig umstrittene Maßregel zunächst nicht in Betracht kam, fuhr an dem selben Tage fast kein Arbeiter ein. Erst am nächsten Tag blieb auch auf „Herkules“ ein großer Theil der Belegschaft der Grube fern. Diese Thatsachen sprechen dafür, daß neben den offiziell angegebenen und von den Arbeitern mit so rücksichtloser Entschiedenheit verfochtenen Gründen noch andere Ursachen der Unzufriedenheit wirksam sein müssen. Allmählich erfährt man ja auch, daß schon seit dem Frühling des vorigen Jahres im Ruhrgebiet eine heftige Erbitterung herrscht, die längst die Gefahr eines Ausstandes heraufbeschwören konnte. Die Interessenten aber, Zechendirektoren und Geschäftsleute, die mit der Produktion dieses Gebietes zu rechnen haben, sind erst seit wenigen Wochen auf die Möglichkeit einer so unheilvollen Entwickelung vorbereitet. Die Großen kannten die Stimmung der Kleinen wieder einmal nicht. Noch immer also giebt es tüchtige Unternehmer von geschäftlichem Weitblick, denen die intime Kenntniß der Arbeiterverhältnisse fehlt und die ohne solche Kenntniß auskommen zu können glauben. Daß die Arbeitgeber im Ruhrbecken besonders hartherzig sind und in bewußter Absicht ihre Leute drücken, ist zunächst nicht anzunehmen. Da wir einstweilen keinen Grund zu dem Glauben haben, daß auch die Unternehmer sich nach einem Strike sehnen, können wir ihnen dunkle Pläne amerikanischen Stiles nicht zutrauen. In den Vereinigten Staaten warten die Kapitalisten, wenn sie, wegen geringerer Beschäftigung ihrer Werke, Leute entlassen möchten, manchmal, bis die Arbeiter höheren Lohn fordern, lehnen dieses Verlangen dann ab und sind, da die Konsequenz nun zur Einstellung der Arbeit führt, froh, nicht selbst zu Entlassungen gezwungen zu sein, die in der Oeffentlichkeit immer böses Blut machen. Die Annahme, daß auch bei uns die Wünsche dieses Ziel suchen, scheint mir recht gewagt. Ich glaube nicht einmal an die weniger schwere Beschuldigung, nach der die Herren Stinnes und Genossen sich gesagt hätten: wenn der Kampf nicht vermieden werden könne, sei jetzt die zur Entscheidung günstigste Zeit und sie müßten deshalb versuchen, den Konflikt bald zum Austrag zu bringen.

Unbestreitbar scheint aber, daß die mächtigen Herren arge Mißstände übersehen haben. Das war nicht nöthig, war bei ernsthafter Sorge für die Arbeiterinteressen leicht zu vermeiden. Die Besitzer und Direktoren der Zechen mußten wissen, daß die von ihnen angestellten Vorarbeiter sich von brutaler Ungerechtigkeit nicht immer frei hielten. Zu oft war von den Belegschaften darüber geklagt worden. Die Vorarbeiter sollten geschimpft, mitunter sogar geschlagen haben. Der Gedanke, durch Schaffung einer Zwischeninstanz den Haß abzulenken, war in der Theorie ja ganz schlau, hat sich in der Praxis aber nicht bewährt. Die Prinzipale, dachte man, sind durch dieses System den Stimmungausbrüchen der Arbeiterschaft entrückt und der Aerger wird sich nur noch gegen die Unterbeamten richten. Der Ausstand der hamburger Hafenarbeiter hat aber gelehrt, daß die Wuth gegen die Vorarbeiter das Wachsen des Hasses gegen die Arbeitgeber nicht zu hindern ver-

mag. Diese wichtige Lehre ist im Ruhrgebiet nicht beachtet worden. Der Erfolg, den sie freilich ihrer Fähigkeit zuschreiben dürfen, scheint das Selbstbewußtsein mancher Montanmänner so erhöht zu haben, daß sie an die Beweiskraft der von anderen Unternehmern gemachten Erfahrungen für ihre Betriebssphäre nicht mehr glauben.

Die technischen Fragen sind für Jeden, der unparteiisch urtheilen will, schwer zu beantworten. Das gilt namentlich von dem Streit um die Seilfahrten, die, seit die Belegschaften und die Strecken sich vergrößert haben, über eine halbe Stunde dauern sollen. Diese Verlängerung ist auf anderen Zechen, die nicht Herrn Stinnes gehören, schon eine ganze Weile üblich geworden; und für den Standpunkt, auf den Stinnes sich stellt, läßt sich immerhin Einiges sagen. Er soll erklärt haben, in diese Sache habe ihm weder die Belegschaft noch die Bergbehörde hineinzureden. Die Behörde wird auch nicht leicht einen Rechtsgrund finden, der sie zur Einmischung legitimirt. Die Gewerkschaft will ihren Mitgliedern aber verbieten, künftig neun, statt, wie bisher, acht Stunden unter Tag zu arbeiten. Die größte Schwierigkeit bietet das Verhältniß zu den Vorarbeitern, die, weil sie wesentlich besser gestellt sind, von den einfachen Bergleuten als Emporkömmlinge angesehen werden. Roheiten, die erwidert oder (wohl öfter) schweigend hingenommen werden, sind, bei dem niedrigen Bildungniveau beider Theile, kaum zu vermeiden. Die höheren Beamten aber hätten die Pflicht, mit aller Kraft einzugreifen, sobald eine ungerechte Handlung ihnen bekannt wird; sie mußten sich streng hüten, Willkürlichkeiten zu dulden und Methoden einzuführen oder auch nur zu gestatten, durch die das Verhältniß nur noch verschärft werden konnte. Daß die Vorarbeiter für jeden Karren, der übervoll heraufkommt, eine Prämie erhalten, macht den armen Arbeitern natürlich das Leben noch saurer; sind die „Hunde" (Wagen) nicht so übervoll, dann giebts eben leicht Schimpfwörter, soll es hier und da sogar Schläge gegeben haben. Auch die berüchtigte Sitte, die Wagen, weil sie angeblich oder wirklich Steine enthalten, zu „nullen" (nicht anzurechnen), wird in solchen Fällen noch immer geübt und erregt, wie Jeder begreifen muß, bei den Betroffenen böses Aergerniß. Nun sollte man glauben, daß ein Bergmann, der über das Verhalten eines Vorarbeiters Beschwerde führt, nicht vor den Gefahren zu zittern braucht, die einen Soldaten bedrohen können, wenn er sich über seinen Unteroffizier beklagt. Doch wird behauptet, die Folgen seien hier nicht minder schlimm; in den meisten Fällen werde der Beschwerdeführer einfach entlassen. Noch kürzeren Prozeß würde man mit den importirten Polen machen; sie wissen, daß sie sehr schnell in die Heimath abgeschoben werden, sobald sie „lästig" sind. Fast all diese Mißstände sollen noch aus der Zeit der Hochkonjunktur stammen. Damals war es den Zechen um möglichst hohe Tagesförderung zu thun. Diese Sorge besteht schon lange nicht mehr; und so könnte auch das Verhältniß zu den Arbeitern sich geändert haben. Geändert hat es sich auch; doch nicht zum Besseren. In der Zeit des überreichlichen Absatzes wurden die Arbeiter relativ gut behandelt, weil man sie brauchte; jetzt hat man so viele „Hände", daß man keine zärtliche Rücksicht mehr nimmt. Trotzdem wüßte ich nicht, welches Interesse die Zechenbesitzer daran haben sollten, ihre Vorarbeiter unter allen Umständen zu begünstigen, und ich glaube deshalb eher an Unachtsamkeit als an Absicht. Vielleicht halten die großen Unternehmer, die ja wirklich genug zu thun haben, diese Verhältnisse für so unwichtig, daß sie sich nicht die Zeit nehmen, sich selbst darum zu kümmern; dann sollten sie aber wenigstens energische, umsichtige und human denkende Beamte

einsetzen, die bevollmächtigt wären, in diesem Theil des Betriebes Ordnung zu schaffen und Mißbräuche abzustellen. Sie sehen jetzt ja, was auf dem Spiel steht, und der Anblick des Elends, das so viele Menschen bedroht, kann sie nicht gleichgiltig lassen. Auch das patriarchalische System, das bei Krupp herrscht, mag für die Arbeiter manchen Uebelstand haben; in diesem Riesenbetrieb aber, der seine Kohle selbst verbraucht, giebt es solchen Anreiz zur höchsten Ausnützung der Förderungmöglichkeiten nicht. Auch die Hüttenzechen, die nur die überschüssige Kohle an das Syndikat abgeben, brauchten die Förderung nicht so ängstlich zu steigern wie die „reinen" Kohlenzechen; dennoch sind auch sie vor dem Ausstand nicht bewahrt geblieben. Auf den Zechen des Stahlwerkes Hoesch und der Harpener Bergbaugesellschaft haben die Arbeiter, ohne ihre Forderungen vorher zu formuliren, den Strike begonnen. Nur die Wuth der Verzweiflung kann solchen offenen Kontraktbruch erklären; die Unzufriedenheit glimmt schon so lange, daß der kleinste Windstoß sie zu heller Flamme emportreiben konnte. Darum läßt sich auch über die Dauer des Ausstandes nichts Sicheres voraussagen, trotzdem die Wahrscheinlichkeit für ein rasches Ende spricht. Die Bergleute wußten, als sie die Arbeit niederlegten, daß sie auf nachhaltige Unterstützung nicht zu rechnen hatten. Die meisten Führer riethen vom Strike ab. Alles vergebens. Die Erbitterung war stärker als nüchterner Rath. Selbst in den Zeitungen des Rheinlandes aber, wo die Interessen der Direktorien und Aufsichträthe stets eifrige Vertretung finden und jetzt Tag vor Tag über die politische Unreife der Grubenleute gezetert wird, findet man kaum die Behauptung, die Beschwerden, die über sechzigtausend Männer in den Strike getrieben haben, seien ganz und gar unberechtigt. Und leider läßt sichs ja nicht leugnen: wo zwischen der Rücksicht auf die Menschen und der Rücksicht auf die Kohle zu wählen ist, gilt die Kohle fast immer mehr. „Die Produktion darf nicht leiden; die Hauptsache ist, daß wir konkurrenzfähig bleiben." Das hört man überall. Nur darf man nicht glauben, daß die Arbeiter absichtlich schlecht behandelt werden. Die Alternative dringt überhaupt kaum ins Bewußtsein. Die Zeiten sind zum Glück ja lange vorüber, wo die trostlosen Zustände des englischen Industrialismus durch die Untersuchungen des Parlamentes den Blicken enthüllt wurden. Etwas weiter haben wirs doch gebracht.

Welche Folgen wird der Ausstand nun haben? So lange es sich nur um die Zechen des Herrn Hugo Stinnes handelte, glaubte man, die Haltung dieses einen Mannes müsse Alles entscheiden. Der Vielgenannte, der noch nicht Fünfunddreißig ist, schied vor zwölf Jahren aus der alten Rhedereifirma Matthias Stinnes, die seiner jungen Thatkraft nicht den rechten Raum bot. Als er austrat und sich selbständig etablirte, übernahm er die Verpflichtung, am Mittel- und Niederrhein Kohlen und Briquettes nicht zu vertreiben. Er ging an den Oberrhein und wußte sein Geschäft so gut zu führen und so rastlos auszubreiten, daß seine Betheiligung beim Syndikat jetzt eben so groß ist wie die der alten Firma. Solchen glücklichen Eroberern traut der Westfale zu, sie würden mit dem Kopf durch die Wand rennen, wenn ein großer Gewinn zu erreichen sei. Heute aber hat der Ausstand sich schon so weithin erstreckt, daß die Entscheidung nicht mehr von einer einzelnen Persönlichkeit, mag sie noch so stark sein, abhängen kann. Die Rhedereikaufleute bringt ein großer Strike in eine Lage, wo sie nach zwei Richtungen auszuschauen haben. Als Zechenbesitzer verlieren sie Tagesförderung und Gewinn, müssen aber die Verträge wohl halten, die sie zu bestimmten Preissätzen mit

dem Syndikat abgeschlossen haben. Das Syndikat kann ja nicht daran denken, den Strike zu beträchtlichen Preiserhöhungen für die Zukunft auszunutzen. Auch kann den leeren, von den Arbeitern verlassenen Gruben mancher Unfall drohen, der große Summen für Reparaturen verschlingt. Die Rhedereibesitzer sind aber zugleich auch die Haupthändler und finden bei einem Strike Gelegenheit, ihre gefüllten Lager zu räumen. Bis zum ersten April 1904 hatten fast alle Händler (wegen der Gründung des Kohlenkontors) sich überreichlich versorgt; deshalb sind die Lager jetzt voll. Einzelne Stahlwerke, besonders der Phoenix, haben erklärt, wenn der Strike sich weiter ausbreite, könnten sie ihre Hochöfen nur noch wenige Tage arbeiten lassen. Das hat Aufsehen erregt, weil man weiß, welche Kosten das Wiederanblasen eines Hochofens macht. Sollte es den Stahlwerken wirklich schon an Kohle fehlen? Das wäre gegen alle Tradition; diese Werke haben die Kohle für den Hochofen zwar so nah, daß sie nur für ein paar Tage vorzusorgen brauchen, pflegen aber stets mit einem eisernen Bestand zu arbeiten. Vielleicht sollte die Erklärung die Strikenden nur warnen, nicht auch noch die Hochofenarbeiter brotlos zu machen. Ein solcher Versuch, auf die Ausständigen einen Druck zu üben, ist nicht undenkbar.

Das Ruhrgebiet beschäftigt ungefähr 265000 Bergarbeiter. Ich habe mich erkundigt und von Fachleuten (dazu gehören natürlich in erster Reihe die Großhändler) erfahren, daß eine Kohlennoth nicht zu befürchten sei, selbst wenn hunderttausend Grubenleute die Arbeit niederlegen. Dieser Ausfall würde den Markt nur säubern, aber nicht leeren; auch seien ja noch genug Schiffe unterwegs. Gefährlich würde die Lage erst, wenn, wie bei dem Generalstrike des Jahres 1889, auch die übrigen zwei Fünftel der Belegschaften den Ausstand mitmachten. Damals litt das ganze Eisengewerbe unter den Folgen des Grubenkrieges. Der Strike dauerte vier Wochen. Vom Juni bis in den Februar stieg der Kohlenpreis dann um 100 Prozent. Das war freilich vor der Zeit des Syndikates, als man dem Wettbewerb noch keine Schranke errichtet hatte. Heute sind die Händler und Produzenten, die an der Neutralität des Syndikates in allen Arbeiterfragen nichts auszusetzen finden, überzeugt, auch nach einem Generalstrike werde es den Syndikatsmännern gelingen, die Stabilität der Preise zu sichern. Wie schwierig immerhin die Verhältnisse sind, lehrt ein Blick auf die Bestände wichtiger Häfen. Im frankfurter Hafen liegt eine Million Centner Kohle, also ungefähr nur der vierte Theil des Gesammttagesversandes an Ruhrkohle, und in dem großen mannheimer Hafen lagern auch nur ungefähr zwölf Millionen Centner. Das Ruhrbecken verschickt täglich vier Millionen Centner Kohle. Stockt dieser Betrieb vier Wochen lang, so ergiebt sich ein Ausfall von 120 Millionen Centnern; und selbst der Laie kann sich vorstellen, was solcher Entgang für unser ganzes Wirthschaftleben bedeuten würde. Während des letzten großen Ausstandes konnten, zum Beispiel, zwischen Frankfurt und Homburg nur zwei Züge täglich verkehren; in normalen Zeiten sinds zwanzig. Von der geförderten Ruhrkohle übernimmt die Eisenbahnverwaltung 20, die Industrie 40 Prozent; der Rest fällt den Händlern zu, die ja auch für die Industrie einkaufen. Norddeutschland kann auf billigen Wasserwegen aus West und Ost Kohle beziehen; für Süddeutschland aber wäre die englische Kohle wohl in den meisten Fällen zu theuer. Nordbayern könnte sich wohl mit böhmischer und sächsischer Braunkohle behelfen. Noch lange vor der Kohlennoth aber wird die Kohlenangst fühlbar. Schon hören wir, daß Fabriken, die noch für zwei Monate versorgt sind,

große Abschlüsse zu höheren Preisen machen. Den Profit stecken die Händler ein. Und da sie nicht immer, wie Stinnes, Haniel und Genossen, zugleich Zechenbesitzer sind und Verluste zu fürchten haben, können sie ruhig schlafen.

Auch die Börse ließ sich bisher nicht aus der Ruhe schrecken, trotzdem die hohen Kurse wohl zu Verkäufen reizen könnten. Die Angst führt hier nicht leicht zu Thaten, weil das Börsengesetz das Ultimogeschäft in Montanpapieren verbietet und das Fixen von Aktien erschwert. Wie lange aber wird im Ausstandsgebiet Ruhe herrschen? Furchtbares Elend steht da vor der Thür. Die Arbeiter haben ihre Forderungen so gesteigert, daß auf eine Beilegung des Konfliktes kaum noch zu hoffen ist. Und es wird schwer sein, auch nur die Wiederanstellung der Kontraktbrüchigen durchzusetzen Die Bergbehörden, die in der Hiberniafrage in einen schroffen Gegensatz zu den großen Privatinteressen des Ruhrreviers gerathen sind, haben den Arbeiterversammlungen bis jetzt eine für unsere Verhältnisse ungewöhnliche Freiheit gewährt. Dagegen ist sicher nichts zu sagen. Nicht so leicht aber wird es ihnen später sein, den Entlassenen wieder Brot zu schaffen. Auf den Ruhrzechen des Staates (bei deren Verkauf Herr August Thyssen fünfzehn Millionen verdient haben soll) ists einstweilen ja ziemlich ruhig geblieben. Auch dort aber mag durch das unheilvolle System der Vorarbeiterschaft manches Aergerniß entstanden sein; und die Erfahrung lehrt, daß der Fiskus sich der Arbeiterinteressen nicht mit größerem Eifer annimmt als der Durchschnittsdirektor einer Aktiengesellschaft.

Pluto.

So lagen die Dinge am Ende der vorigen Woche. Freitag, am dreizehnten Januar, hatte Herr Effertz, der Sekretär des christlichen Gewerkvereines, als Vertrauensmann der Bergarbeiter dem Bergbaulichen Verein in einer gedruckten Erklärung die Arbeiterforderungen mitgetheilt. Am Vierzehnten hatten 60000 Mann im Revier die Arbeit niedergelegt. Dann kam ein Sonntag; und am Sechzehnten warens schon 91000 Mann. Die Organisation der Zechenbesitzer beeilte sich mit der Antwort nicht. Stunden lang mußten am Sechzehnten, nachmittags, die versammelten Delegirten der Bergarbeiter harren, bis sie endlich Bescheid erhielten; Herr Effertz hatte den Brief von der Post geholt und dieser Mann, dessen Ruhe und Mäßigung stets gerühmt wurde, war nun so empört, daß er rief, das Syndikat halte die Arbeiter offenbar für Narren, die man warten lassen könne, und auf solche Behandlung gebe es nur eine Antwort: „Kampf bis aufs Messer!“ So schlimm hatten die Unternehmer es vielleicht aber gar nicht gemeint; ihr Bescheid sollte wohl nicht früher bekannt werden als der von ihnen an die Regirung gerichtete Antrag: „durch eine objektive Untersuchung vollste Klarheit über die Verhältnisse des niederrheinisch-westfälischen Bergbaues zu schaffen“. Dieser Antrag wurde am Sechzehnten mittags vom Handelsminister dem Landtag mitgetheilt; und um die selbe Stunde sollten wahrscheinlich die Arbeiter davon erfahren. Es war zu spät. Die Regirung wollte dafür sorgen, daß die Enquete schon am Siebenzehnten beginnen könne; vierundzwanzig Stunden vorher aber war in Essen der Entschluß gefaßt worden, den Generalstrike zu beginnen. Urtheile über Recht und Unrecht der beiden Parteien zu fällen, hat jetzt keinen nützlichen Zweck mehr. In Kriegen entscheidet nicht das Recht, sondern die Macht. Immerhin ists wichtig, die Gründe kennen zu lernen, die zu dem einstimmigen Beschluß der Zechenbesitzer führten. Sie bestreiten, daß im Ruhrbezirk von „allgemeinen oder unerträglichen Mißständen“ die

Rede sein könne, klagen über den „rechtswidrigen Bruch des Arbeitvertrages“ und erklären die Forderungen für unannehmbar, weil „ihre Annahme der Ruin des rheinisch=westfälischen Bergbaues und der für diesen unerläßlichen Disziplin sein würde.“ Jede Verhandlung mit den Antragstellern (denen übrigens, wie die Erfahrung der letzten Tage lehre, „die Autorität über die Belegschaften mangelt“) würde die Zulässigkeit des Kontraktbruches anerkennen. Wenn die zur Ein= und Ausfahrt nöthige Zeit mitbezahlt und die Schichtdauer dennoch auf acht Stunden festgesetzt würde, wäre ein Rückgang der Arbeiterleistung um 10 bis 12 Prozent unvermeidlich. Ein Minimallohn könne im Steinkohlenbergbau nicht gewährt werden; er würde „auf Trägheit und Unzuverlässigkeit geradezu eine Prämie setzen“. Das Nullen der Wagen komme durchaus nicht so oft vor, daß man von einem allgemeinen Mißstand sprechen dürfe; die Zahl der genullten Wagen bleibe meist unter 1 Prozent, steige nur in seltenen Fällen über 3 Prozent; und „die Lohnbeträge für die genullten Wagen werden der Unterstützungskasse für die Arbeiter und deren Familien zugeführt“, also nicht etwa als Unternehmerprofit eingesäckelt. Die Deputatkohle für den Hausbrand werde von der Mehrzahl aller Gruben schon jetzt den Belegschaften unter dem Selbstkostenpreis geliefert; die Forderung, sie zum Selbstkostenpreis zu liefern, erscheine deshalb überflüssig. Das Alles klingt ganz verständig. Nur wirds dem am Ertrag der Tagesförderung Uninteressirten, zum Beispiel, nicht gar so schwer, sich die Stimmung der Arbeiter vorzustellen, denen wider Erwarten ein Wagen genullt wird. Die Kameradschaft (fünf bis acht Mann) hat sich unter Tag geplagt, die vorgeschriebenen zehn Centner auf den Wagen geladen: und kommt nun um den Lohn ihrer Arbeit, weil der Kontroleur Steine unter der Kohle findet; unter zehn Centnern einen halben, vielleicht gar einen ganzen Centner. Daß der Lohn einer Unterstützungskasse zufließt, ist dann ein schlechter Trost; wenigstens für die verkäufliche Kohlenmenge möchte die Kameradschaft entschädigt sein. Wenn solche Fälle auch selten sind: jeder einzelne muß bitteren Groll erregen. Und nur dieser Groll erklärt den Entschluß, unter so ungünstigen Bedingungen den allgemeinen Ausstand zu wagen. Wird der Parole überall gehorcht, dann sind täglich mindestens sieben= bis achthunderttausend Menschen zu ernähren; wie lange werden da die Mittel der organisirten Arbeiterschaft ausreichen? Die Delegirten, die sich über die Unzulänglichkeit der Arbeitermacht nicht täuschen, haben das Gewerbegericht des Oberbergamtsbezirkes Dortmund als Einigungamt angerufen; möglich, daß auf diesem Wege noch eine Verständigung gelingt. Die Produzenten, Händler und Börsenleute sind, fast ohne Ausnahme, überzeugt, daß die Arbeiter diesmal nichts durchsetzen können und nach einem kurzen Kampf, der die Organisation der Massen auf Jahre hinaus schwächt, zum Angebot eines demüthigenden Friedens gezwungen sein werden. Das fürchten auch kluge Sozialdemokraten; aber sie sagen, der Krieg sei nicht zu vermeiden gewesen und auch die Mitglieder der christlichen Gewerkvereine würden, wenn der Strike verloren sei, endlich einsehen, daß sie, um Etwas zu erreichen, sich der großen proletarischen Partei anschließen müssen. Ganz bequem ist auch die Situation der Unternehmer nicht. Recht oder Unrecht: je mehr Haß sie jetzt noch auf sich laden, desto näher rückt ihrem Gewerbe die Gefahr der Verstaatlichung. Im Kohlensyndikat sitzen so viele gescheite Männer von anständiger Gesinnung; sollte es ihnen denn wirklich so schwer sein, einen Dauer verheißenden Frieden zu stiften, wie der praktische Menschenverstand Roesickes ihn vor zehn Jahren dem Brauereigewerbe gesichert hat?

❦

Bismarcks Wahnsinn.

Die Sucht, ungewöhnliche Menschen, weil sie von der Norm abweichen, mit hartem Wort in den Bereich der Pathologie zu weisen, wird oft als neumodischer Unfug gegeißelt, der auf das Wirken Lombrosos und seiner Nachfolger zurückzuführen sei. Das ist ein Irrthum. Der Zufall brachte mich in den Besitz eines Dokumentes, das beweist, um wie viel älter als die turiner Kriminalanthropologenschule die Neigung ist, da Verrücktheit zu wittern, wo die Grenzen der Menschheit verrückt scheinen. Auch dieses Dokument ist natürlich nicht das älteste, aber eins der lustigsten, die zu finden sind; und sein Inhalt kann den Leser doch zu ernstem Nachdenken stimmen. Hier ists:

„Die Psychiatrie hat vor allen anderen Zweigen der medizinischen Wissenschaft die überaus schwierige Aufgabe zu lösen, sich aus dem objektiven Sachbefunde die oft geheimnißvolle Krankheit des Subjektes zu deduziren. Setzt man voraus, daß die Geisteskrankheit bereits in ein solches Stadium getreten ist, daß der Kranke selbst weder über seinen gegenwärtigen Zustand noch über die etwa vorhandenen Ursachen seines Uebels genügende Auskunft zu geben vermag, so bleibt dem Arzt nichts Anderes übrig, als durch eine genaue und sorgfältige Beobachtung des Patienten, seines somatischen Befindens, seiner Geberden, seines Vorstellung- und Denkvermögens, seines Willens und Könnens, mit einem Wort: aus der Summe der psychischen und physischen Wesenheit des Individuums zu Resultaten zu gelangen, die wieder erst zur vollkommenen Erkenntniß der Krankheit führen können. Von diesem Gesichtspunkt aus wird es Niemand, der die politischen Wirren der neuſten Zeit, die, wie allbekannt, direkt oder indirekt durch den Grafen Bismarck-Schönhausen herbeigeführt wurden, überraschen, zu erfahren, daß hervorragende Psychiatriker Berlins diesen Staatsmann längst als ein ihrer Behandlung bedürftiges Individuum betrachten, das nur noch so lange unter den physisch gesunden umherlaufen darf, bis die Krankheit zu jenem Stadium sich wird entwickelt haben, durch das man gedrängt sein wird, ihn das Palais der Wilhelmstraße mit jener Abtheilung der Charité vertauschen zu lassen, woselbst heilbare und unheilbare Irre menschenfreundliche Aufnahme finden.

Wollte man die öffentliche Meinung, nicht allein, wie sie sich in Oesterreich, sondern auch, wie sie sich in Deutschland, ja, sogar in Preußen klar und unverhohlen ausspricht, offen über den Zustand des Grafen befragen, man erhielte unfehlbar nur die eine Antwort: ‚Er ist verrückt!‘ Die Gründe, die schon die öffentliche Meinung für diese Annahme hat, darf auch der Psychiater nicht unterschätzen. Die öffentliche Meinung nennt ihn verrückt, weil sein Thun und Lassen der natürlichen Anschauungweise mit gesunder Vernunft begabter Menschen entgegenläuft. Das ist allerdings ein unzweifelhaftes Resultat der

Beobachtung; der Arzt darf sich aber nicht mit dem Gemeinplatz begnügen: ‚Er ist verrückt.‘ Da er die Eigenthümlichkeiten eines Geisteskranken kennt, wird er schon in der Vergangenheit des zu Beobachtenden Momente herausfinden, die für sein Urtheil von entscheidender Wichtigkeit sein werden. Auf dem psychologischen Feld wird er nach der psychischen Ursache der abnormen Geistesverfassung forschen und zu Resultaten gelangen, die ihm ein deutliches Bild der Krankheit, ihrer Genesis, ihres Verlaufes und Ausganges liefern. Solcher Momente finden wir nun in der Vergangenheit des Grafen Bismarck so viele, die in Uebereinstimmung mit seiner entschieden ausgesprochenen Individualität, mit seiner Denk- und Handlungweise auf ein gestörtes Geistesvermögen hinweisen, daß der Psychiatriker gar nicht weiter zweifeln kann.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Erscheinungen der Geisteskrankheiten aufzuzählen, um dahin zu gelangen, in welche von ihnen die Krankheit des Grafen Bismarck zu rubriziren sei. Seine Krankheit dokumentirt sich als jene Form, welche die Psychiatrie als Manie mit Größenwahn zu bezeichnen pflegt. Das ist bekanntlich der spontane und unüberwindliche Drang nach Bewegung, nach physischen übermäßigen Kraftäußerungen, eine heitere, übermüthige, äußerlich nicht motivirte Stimmung, übermäßiges Selbstvertrauen, Selbstüberschätzung, dies Alles in Verbindung mit jener perversen Logik, die, in falscher Erwägung der Mittel und Zwecke von falschen Praemissen ausgehend, zu falschen Resultaten gelangen muß.

In Uebereinstimmung hiermit definirt Guislain die Manie als eine Geisteskrankheit, bei der Uebertreibung, Exaltation einer oder mehrerer geistiger Funktionen vorhanden ist und die am Häufigsten durch einen Zustand von Unruhe und manchmal durch ein Offenbaren von aktiven heftigen Leidenschaften charakterisirt wird. Die allgemeinsten charakteristischen Merkmale der Manie sind also Uebertreibung, Unruhe, herausfordernde Leidenschaften. Sie ist nicht immer ein vollständiger Seitensprung; sie hat ihre Nuancen, Grade und erinnert an den oft physiologischen Zustand eines naturgemäß exaltirten Menschen.

Daß Unruhe, übermäßiges Selbstvertrauen, Eigensinn, Uebertreibung, heftige Leidenschaften, perverse Logik, genug, alle jene Merkmale der Manie auch Merkmale der Eigenthümlichkeit Bismarcks sind, wäre für den Psychiater noch immer kein Grund, eine ausgesprochene Geisteskrankheit bei ihm zu supponiren, wenn alle diese Eigenschaften erst von der Zeit ab an den Tag getreten wären, wo Bismarck der einflußreiche, allmächtige Minister wurde. Die Erfahrung lehrt uns, daß die humansten, liebenswürdigsten Kronprinzen die eigensinnigsten und grausamsten Fürsten wurden. Das Vollbewußtsein unbeschränkter Macht kann naturgemäß den Charakter in eine schiefe Richtung bringen. Beim Grafen Bismarck jedoch wurzeln alle Kennzeichen der Manie im Kern seines Wesens; sie datiren nicht von heute und gestern, sondern von dem Augenblick

schon, wo sein Name überhaupt genannt wurde. Ja, noch mehr: daß ausschließlich die Uranfänge seiner Manie die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, dafür mögen als Belege blos einige aller Welt bekannte hervorragende Züge gelten, die wir hier aufs Gerathewohl aus seiner Vergangenheit herausgreifen.

Im Jahre 1815 geboren, erhielt Bismarck, wie andere wenig bemittelte preußische Junker, jene Erziehung, die mit der Naturgeschichte der Pferde und Hunde anfängt, sich bis zur minutiösen Kenntniß der Aehnlichkeiten und Unterschiede aller Mitglieder des Corps de Ballet entwickelt und in einer Sinekure im Staats- oder Militärdienst ihren Ausgangspunkt findet. So werden alle Junker und so auch wurde Graf Bismarck herangebildet, nur mit dem Unterschiede, daß er excentrischer war als seine Genossen. Nachdem er mancherlei kleinere Unthaten begangen, vollbrachte er seine erste große That, indem er seinem Reitlehrer, einem Unteroffizier der Landwehr, mit der Reitpeitsche ein Auge ausschlug. Daß er im sechzehnten Jahr einer Liebschaft wegen seinen Nebenbuhler herausforderte und einen Selbstmordversuch machte; daß er von einigen brandenburger Bauern bald erschlagen worden wäre, weil er sie zum Frondienst zwingen wollte; daß er auf der Schule mit seinen Alters- und Gesinnungsgenossen mittelalterliche Turnierspiele einführte, daß er vom Obergymnasium schon entfernt werden mußte, weil er seinen Professor einen bürgerlichen Esel nannte; daß er mit seiner Familie in ewiger Fehde lebte, weil die Mitglieder nicht in Allem und Jedem seiner excentrischen Laune nachgeben wollten: Das mögen für Viele lauter Dinge sein, die noch als Jugendstreiche gelten können und mit dem Wesen des heutigen Bismarck nicht weiter in Einklang zu bringen wären, wenn Dieser in reiferen Jahren einen anderen Charakter angenommen hätte. Diese Excentrizitäten der Jugend gelangen aber für den beobachtenden Irrenarzt zur Bedeutung; sie sind nicht sowohl ein Symptom der Jugend als vielmehr ein Symptom der Krankheit, die heute beim preußischen Premier zur weiteren Entwickelung gelangt ist und die bei naturgemäßem Fortschritt zur Tobsucht, zum Wahnsinn mit Paralysen übergehen dürfte.

Im Jahre 1847 lenkte Bismarck zuerst die Aufmerksamkeit der preußischen Regirung auf sich, indem er in seiner excentrischen Weise auf dem Landtage für eine Art von diktatorischem Absolutismus in die Schranken trat und sich jeder Schmälerung der alten ständischen Privilegien widersetzte. Damals sprach er die excentrischen Worte, der Adel müsse sich mit der Krone, die Krone mit dem Adel identifiziren, und wie der schlechteste Fürst der Edelste unter den Edlen, so sei der beste und reichste Bürger noch immer nicht dem ärmsten und letzten der Ritter gleichzustellen. Das Alles klingt so, daß man bei ruhiger Ueberlegung von Excentrizität nicht mehr sprechen kann; und selbst wenn man die reaktionäre Bewegung, wie sie damals besonders von der Junkerpartei ausging, in Anschlag bringt, kann man nicht umhin, in solchen Expektorationen

die Anklänge einer Geistesstimmung zu finden, welche die Grenzen gewöhnlicher Ueberspanntheit bereits weit überschreitet.

In vollständiger Uebereinstimmung hiermit steht das Benehmen Bismarcks in jener Zeit, als der bekannte Bülow-Cummerow, der politische Gegner des liberalen Ministers Camphausen, im August 1848 das berüchtigte Junkerparlament zusammenrief. Damals war Bismarck seine zuverlässigste Stütze. Die excentrischen Artikel der Kreuzzeitung, die kurz nach ihrer Gründung darauf hinarbeitete, daß man Alles, was sich Volksbildung und Volksrecht nennt, mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse, daß für Alles, was nicht adelig ist, ein ununterbrochenes Standrecht aufrechterhalten werden müsse, waren aus der Feder Bismarcks geflossen.

Die nach dem Jahre 1848 eingetretene Reaktion rechtfertigt es, daß Bismarck trotz seiner allbekannten geringen Geistesfähigkeit, trotz seiner Excentrizität, die sich in manchen Richtungen kundgab, zur diplomatischen Laufbahn berufen wurde. Seinem rücksichtlos kecken Wesen verdankte er eine schnelle Karriere; denn schon im Jahre 1851 avancirte er zum Bundestags-Gesandten, woselbst er, im ununterbrochenen Konflikt mit dem bescheidenen Grafen Rechberg, diesen Staatsmann durch Effronterie und Sarkasmus oft zum Schweigen brachte. In Frankfurt sowohl wie in Petersburg, wohin er später als Gesandter ging, war sein politisches und soziales Verhalten durch eine burschikose, herausfordernde kecke Manier gekennzeichnet. Gegenüber dem Kaiser Nicolaus benahm er sich eines Tages so barsch, daß Dieser sich geraume Zeit weigerte, ihn am Hofe zu empfangen, und nicht viel hatte gefehlt, daß nicht der stolze, zum Despotismus geneigte Zar ihm seinen Paß überweisen und ihn aus dem Lande hätte bringen lassen.

Bis hierher war die Krankheit Bismarcks in jenem Stadium verblieben, wie sie nach der vorhin erwähnten Definition als jene Excentrizität zu bezeichnen ist, welche, wenn auch in geringerem Grade, zuweilen bei psychisch noch Gesunden vorzukommen pflegt. Nun aber kam Bismarck nach Paris.

Wenn auch der Psychiatriker die Erscheinungen der Geisteskrankheit summarisch zusammenfassen kann, um sie auf einen Ausgangspunkt im Organismus zurückzuführen: die Ursachen, die eine solche Störung im psychischen Leben herbeiführen, entziehen sich meistens seiner Beobachtung. Er kann meist nur muthmaßen, welches Moment von besonderem Einfluß auf die Störung des Organismus geworden war; und beim Grafen Bismarck ist der Aufenthalt in Paris muthmaßlich der Beginn seiner entschieden ausgesprochenen Geisteszerrüttung. Der napoleonische Hof und die ungeheure, nie dagewesene Machtentwickelung Frankreichs brachten im Innern Bismarcks jene Manie zum Ausbruch, die sich vor Allem in Größenwahn kundgiebt. Bismarck ließ sich in einer Privatgesellschaft, als von Ludwig dem Vierzehnten und seinem bekannten Ausspruch die Rede war, zu den Worten hinreißen: La Prusse, c'est moi! Eine eklatante Kundgebung seines Größenwahnes.

Aber noch immer war es nur bei momentanen Ausbrüchen geblieben. Eine gewisse Konsequenz der Krankheit oder, um mich eines geläufigeren Ausdruckes zu bedienen, eine Methode in seinem Wahnsinn trat erst ein, als er mit fast unbeschränkter Macht das Ministerportefeuille erhielt.

Ein hervorragendes Merkmal dieser Art von Manie ist die Zerstörungsucht; daß diese die Politik Bismarcks kennzeichnet, braucht nicht erst erörtert zu werden. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß, wenn man seiner nächsten Umgebung glauben darf, diese Zerstörungsucht sich auch auf die ihm zunächst liegenden Gegenstände erstreckt. Seine Manie zerstört eben so Verfassungen wie Spiegel; und die selbe Aufregung läßt ihn einem Abgeordneten Beleidigungen und seinem Kammerdiener ein Nachtgeschirr an den Kopf werfen. Man braucht ihn nur einmal in der Kammer reden gehört zu haben, um zu begreifen, daß seine von einem Extrem zum anderen überspringenden Gedanken — die Gedankenflucht — Ursache jener Heftigkeit waren, die ihn hätte zur Waffe greifen lassen, wäre ihm eine solche zur Hand gewesen. Nur Geisteszerrüttung konnte es sein, die ihn Virchow gegenüber jenen historisch gewordenen unparlamentarischen Ausdruck: ‚unverschämt' gebrauchen ließ. Geisteszerrüttung ist es, die ihn bald zu einer Waghalsigkeit führt, die an Todesverachtung streift, weil ihr die richtige Erkenntniß der Gefahr fehlt, bald wieder ein Panzerhemd tragen läßt, weil auch eine andere Erscheinung der Geisteskrankheit, die Halluzination, der Wahn, verfolgt zu werden, bei ihm nicht fehlt. Daß in der That sich ein Blind gefunden, der einen Mordversuch auf ihn machte, rechtfertigt zwar die Nothwendigkeit eines Panzerhemdes, nicht aber die stete Furcht eines mit gesunder Vernunft begabten Menschen vor einem drohenden Mordanfall. Diese Erscheinung der Geisteskrankheit, der Verfolgungwahn, gipfelt heute bei Bismarck in der Furcht vor einer weitverzweigten Verschwörung, nach der er mit unermüdlichem Eifer, mit Aufbietung der unlautersten und gleichzeitig widersinnigsten Mittel und Werkzeuge zwischen Wien und London forschen läßt. Geisteszerrüttung ist bei Bismarck sein unauslöschlicher Haß gegen Oesterreich, welches zum Theil den Inhalt seiner Halluzinationen und Illusionen bildet; und daß schließlich seine neuerlichen Allianceversuche mit der Demokratie, daß vor Allem sein Parlamentarismus nur in einer entschieden ausgesprochenen Geisteszerrüttung seinen Ausgang finden konnte, ist so einleuchtend, daß aus diesem Umstande allein der Ausspruch der öffentlichen Meinung herzuleiten ist, der da lautet: ‚Bismarck ist verrückt!'

Daß in all den für das Vorhandensein der Geisteskrankheit Bismarcks angeführten Momenten sich eine gewisse Konsequenz — bei ihm natürlich in ultrareaktionärer Richtung — ausspricht, ist durchaus kein Beleg für einen logischen Zusammenhang der Ideen, wie er sich bei willensstarken, energischen und geistesgesunden Menschen dokumentirt. Jeder Irrenarzt hat eine solche

Konsequenz bei seinen Kranken zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Planlosigkeit, insofern sie auf Geistesverwirrung hindeutet, ist allerdings ein Merkmal der psychischen Störung; allein die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen, ja, sogar die Zweckmäßigkeit schließt an und für sich die Geisteskrankheit nicht aus, denn es ist nichts Seltenes, daß Irre mit Schlauheit und Konsequenz Pläne zu Gewaltthaten entwerfen und ausführen. Diese Konsequenz im Entwerfen und Ausführen von Plänen zu Gewaltthaten kennzeichnet man eben mit dem Ausspruch: ‚Es ist Methode in seinem Wahnsinn‘; die Geisteskrankheit Bismarcks aber zeigt auch schon Wahnsinn in seiner Methode."

— — — — — — — — — — — — —

Wer mit ärgerlicher Ungeduld bis hierher gelesen hat, denkt nun: Das ist entweder eine Mystifikation (und keine von der feinsten Sorte) oder von einem mindestens halb irren Hanswurst geschrieben, der seine Wuth auspfauchen wollte. Falsch gerathen. Was hier abgedruckt ist, stammt aus einem geachteten Fachblatt, ist ein Artikel, der am elften Juni 1866 in der Allgemeinen Wiener Medizinischen Zeitung erschien. Unterzeichnet war er nicht; als Herausgeber standen auf dem Blatte die Doktoren Kraus und Pichler. Also ein ärztliches Gutachten. Freilich wurde es drei Tage vor der Mobilmachung der österreichischen Truppen veröffentlicht und der preußische Ministerpräsident war damals in Oesterreich der verhaßteste Mann. Aber er hatte, in Frankfurt, Petersburg, Berlin, im Dickicht der Bundestagsdiplomatie und im Streit um die Elbherzogthümer, immerhin schon gezeigt, was er konnte. Und das Urtheil der strengen Wissenschaft, so lehret man uns jeden Tag, läßt sich von Liebe nie, niemals gar vom Haß färben. Da haben wirs. Fast alle angeführten Thatsachen sind entweder erfunden oder unsinnig entstellt. Das wissen wir, weil das Erleben und Handeln des vom Psychiater Verdammten bis ans Ende dem Blick erreichbar blieb. In den meisten Fällen aber wissen wirs nicht, erfährt, trotz ihrer Tantenneugier, die öffentliche Meinung nie, ob die Gründe, auf die solches Urtheil sich stützt, der Nachprüfung Stand halten würden ... Auch für den Politiker ist das Dokument nicht ganz werthlos. Er braucht nur in den Hauptzeitungen und in der Memoirenliteratur der sechziger Jahre zu blättern, um zu erkennen, daß die Behauptung, Bismarck sei auch in der Heimath von Abertausenden für verrückt erklärt worden, erweislich wahr ist. Vox populi und Wissenschaft. Wer durfte da noch zweifeln? Und doch hatte ein Oesterreicher, Graf Prokesch von Osten, Rechbergs Vorgänger als Bundespräsidialgesandter, über den mit allem Aufgebot ärztlicher Zunftsprachkünste für geisteskrank Erklärten schon ein paar Jahre vorher geschrieben: „Stets verstand Bismarck die ganze und wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, der in seinen Ueberzeugungen so abgeschlossen war, so bewußt seines Wollens und Sollens."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*



Das Germanentum und sein Verfall.

Eine rassenpolitische Studie von **Max Engelmann.**

480 S. 8°. M. 5,80, geb. M. 6,80 franco.

Ist es reiner Zufall, dass die Sozialdemokratie nur in christlichen Ländern gedeiht? — **Engelmann** findet im Christentum die wahre, geistige Mutter der Sozialdemokratie. Es sei ein Fluch für das wahre Germanentum und der Todfeind aller Edelrassen. Die Untersuchungen des Verfassers werfen ein ganz neues Licht auf die Rassenwerte unseres Volkes, auf Gedankenfreiheit, Wahlrecht, Judentum etc.

Zu beziehen von **Friedr. Funcke, Verlag, Stuttgart.** Prospekt frei.

Menschliche Macht.

Sie können sich selbst hypnotisieren, ohne eine zweite Person.
Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen und Willen.
Sie können jedermann hypnotisieren, selbst durch das Telephon.
Sie haben Erfolg im Heilen von Krankheiten durch Suggestion, ohne jede Arznei.
Man wird Ihre Gesellschaft aufsuchen, Sie werden überall beliebt sein, wenn Sie das Werk studieren **„Macht der Hypnose".** Preis Mk. 1.60.

Erfolg garantiert! Prospekte gratis!

Wendel's Verlag, Dresden 128.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Inh. **Carl H. Hintze,** Großherzogl. Sächsischer u. Badischer Hoflieferant. Flügel- u. Pianino-Fabrik. Pianinos von 400 M. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 M. 2c. Flügel von 950 M. an. Gebrauchte Pianinos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 950 an, darunter **Bechstein, Biese, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons,** auch billig zur Miete, neu und gebraucht, event. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Illustr. Katalog gratis und franko.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslokale: Leipzig Petersstr. 8. Berlin Leipzigerstr. 101/102. Hamburg Neuerwall 84.

„Pilsner Urquell" ist der eingetragene Wortschutz des Bürgerl. Bräuhauses in Pilsen, worauf zu achten bitten. Versand in *Gebinden, Flaschen u. Tönnchen-Siphons* durch die Repräsentanten in **Berlin SW., Breslau, Stettin und Hannover: F. & M. Camphausen**

Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.